

MUT

Unabhängig.
kritisch.
konstruktiv

Magazin für
Lösungen

Ausgabe 2020

EINFACH MACHEN!

WIE STÄDTE
GLOBALE PROBLEME
LÖSEN





Wie viel Raum gibt es noch, in dem ich mich frei bewegen kann?

Mehr als man denkt! Wir sind längst nicht mehr nur Automobilhersteller, sondern Mobilitätsdienstleister. Darum denken wir auch über Fahrzeuge hinaus und wollen den Lebensraum der Zukunft mitgestalten. Unser Ziel ist es, dass das Vorankommen in der Stadt bequemer und flexibler wird.

Mehr unter www.daimler.com

DAIMLER

Foto Titelseite: Jonathan Percy / Getty Images Diese Seite: Rainer Kwirotek / Zeiteinspiegel; privat; Karin Rocholl

Liebe Leserin, lieber Leser,

ich stamme aus Neustadt, doch der Ort ist weder eine Stadt noch neu. Neustadt wurde bereits im Jahr 1298 urkundlich erwähnt und mittlerweile Waiblingen eingemeindet, einer echten Stadt.

In Deutschland heißen Ansammlungen von Gebäuden mit mehr als 5.000 Einwohnern „Stadt“, so wurde das 1871 in der Deutschen Reichsstatistik festgelegt. Ab 100.000 Einwohner darf sich eine Stadt „Großstadt“ nennen. Arg streng sind diese Grenzwerte allerdings nicht. Die kleinste Stadt hierzulande ist Arnis in Schleswig-Holstein mit nur 281 Einwohnern.

Trotz der großzügigen Definitionen versteht jeder, was eine Stadt zu einer solchen macht: ein Rathaus mit Gemeinderat, der die Straßenreinigung regelt und immer mal wieder einen Acker in Bauland umwandelt, ein Supermarkt und eine Bäckerei für den größten Hunger, eine

Schule für die Kleinen und mindestens ein tolles Fest im Jahr für die Großen.

Ich gebe zu, ich habe mich lange nicht für Kommunalpolitik interessiert. Ich wollte raus aus Neustadt in die weite Welt und die Kräfte verstehen, die mein Leben vermeintlich mehr beeinflussen: den Weltmarkt, die UNO, internationale Politik. Doch je weiter ich wegging, desto kleiner und unwichtiger fühlte ich mich.

Als ich dann ein Interview mit dem amerikanischen Politologen Benjamin Barber las, begeisterte ich mich für seine These: Es sind gerade die Kommunen, die Antworten auf die drängendsten Fragen unserer Zeit finden müssen wie Klimawandel, Sicherheit oder die Ausbreitung von Krankheiten.

Dieses Heft dreht sich um Menschen, die nicht auf die große Politik warten, sondern Lösungen vor ihrer Haustüre suchen: Bürgermeister und engagierte Einwohner, Architekten und Verkehrsplaner, App-Entwickler und Stadtgärtner. Lassen Sie sich anregen, die große Politik im Kleinen zu finden.

Ihr
Tilman Wörtz



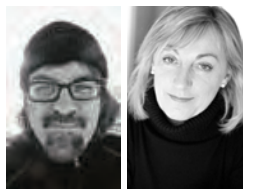
PRAGMATISCHE PLANER

Uschi Entenmann und Tilman Wörtz begannen die Arbeit zu dieser Ausgabe vor dem Lockdown. Als der kam, mussten sie alles neu denken.



ERLÖSTE REPORTER

Rike Uhlenkamp und Christoph Püschner porträtierten in ganz Deutschland Bürgermeister. Nach Wochen im Home-office waren sie froh, wieder unterwegs zu sein.



ÜBERZEUGTE STÄDTER

Holger Gertz schreibt für die Süddeutsche Zeitung in München, Ulrike Posche ist Autorin für den STERN in Hamburg. In MUT erklären sie ihre Liebe zu ihrer Stadt.

Dieses Magazin darf es eigentlich nicht geben: Im Zeitalter des Internets setzen wir auf gedrucktes Papier, bei sinkenden Auflagen steigern wir unsere. Das Interesse an MUT zeigt ein Bedürfnis nach Orientierung: Was läuft schief, wie geht's besser? Wir sind freie Autoren und Fotografen, die bei Recherchen niemandem verpflichtet sind außer unserer Neugierde und den Lesern der neun Tageszeitungen, die MUT beilegen. Übrigens: Mit „Lesern“ sind auch Leserinnen gemeint. Und mit Bürgermeistern auch die Bürgermeisterinnen.

Inhalt



03 EDITORIAL

06 STADTWEISHEITEN

08 DIE VEREINTE KRAFT DER STÄDTE

Weltweit kämpfen Bürgermeister um mehr Einfluss bei Themen wie Integration, Umwelt, Verkehr. Kommen Lösungen künftig eher von ihnen als von ihrer Regierung?

SEITE 8

Die Passanten auf der High Line in Manhattan bewegen sich zwar langsamer, aber genüsslicher durch die Stadt als einst die Güterzüge.



18

HAMBURG VS. MÜNCHEN

Wer ist die Schönste im Land? Die bayrische Hauptstadt am Rande der Alpen oder die Hansestadt an der Elbe? Zwei Liebeserklärungen

20

THERAPIE FÜR STRASSEN-KÄMPFER



Der Fotograf Amnon Gutman begleitete die Sozialarbeiter von „Cure Violence“ bei ihrer aufreibenden Arbeit im New Yorker Großstadtdschungel. Dort versuchen sie, Jugendliche gegen Gewalt zu immunisieren.

28

SOZIAL-WOHNUNGEN SIND EIN HOHES GUT

Dr. Orna Rosenfeld hat erforscht, was Regierungen und Stadtverwaltungen tun können, um die Mietpreis-Explosion in den Griff zu bekommen. Ein Interview

31

MUTOPOLIS: STADT DER ZUKUNFT

Acht Modellprojekte quer durch die ganze Welt, die Stadtplaner und Kommunalpolitiker begeistern.

36

TRIP DURCH DIE SMARTESTE STADT DES PLANETEN

Die Stadt Barcelona sammelt massenweise Infos über Verkehr, Luftverschmutzung, Wetter. Angeblich zum Wohl der Bürger. Julia Macher wollte wissen, was wirklich mit den Daten geschieht.

40

DIE STADT-MACHER

Sechs Stadtoberhäupter, von Kiel bis Pullach, erzählen von ihrem Alltag. Waren sie früher viel beklatschte Repräsentanten, können sie sich heute oft nur mit Polizeischutz in ihrer eigenen Stadt bewegen.

SEITE 38

Weißwassers Bürgermeister Torsten Pöttsch ist täglich in seiner Stadt unterwegs. Er legt Wert auf Kontakt mit den Bürgern.

50

GROSSE POLITIK IM KLEINEN

Er ist zwanzig Jahre alt und schon Abgeordneter für die Grünen im Stadtrat von Baden-Baden: Thomas Gönner. Protokoll eines politischen Einstiegs.

56

PROMINENTE ÜBER IHRE STADT

58

DIE MUTBÜRGER AUS STUTTGART

58

IMPRESSUM



Fotos: SE Viera Photo / stock.adobe.com; Amnon Gutman; Christoph Puschner / Zeiteinspiegel Illustration: Mirko Röper

„Pulsschlag aus Stahl“



Städte haben seit jeher die Phantasie von Poeten, Sängern und Autoren beflügelt – und gelegentlich auch ihren Spott

„Wenn der liebe Gott sich im Himmel langweilt, dann öffnet er das Fenster und betrachtet die Boulevards von Paris.“

Heinrich Heine

„Rom ist ein riesiger Friedhof, der vor Leben strotzt.“

Federico Fellini

„Tief im Westen
Wo die Sonne verstaubt
Ist es besser
Viel besser, als man glaubt
Tief im Westen
Du bist keine Schönheit
Vor Arbeit ganz grau
Du liebst dich ohne Schminke
Bist ‚ne ehrliche Haut
Leider total verbaut
Aber grade das macht dich aus
Du hast ‚n Pulsschlag aus Stahl
Man hört ihn laut in der Nacht
Du bist einfach zu bescheiden
Dein Grubengold
Hat uns wieder hochgeholt
Du Blume im Revier
Bochum, ich komm aus dir
Bochum, ich häng an dir
Glück auf, Bochum“

Herbert Grönemeyer

„Doch auch wenn andere Städte scheiße sind
Ich will nicht nach Berlin!
Und ich damit komplett alleine bin
Ich will nicht nach Berlin!
Auch wenn dort alle meine Freunde sind
Ich will nicht nach Berlin!“

Kraftklub



„Berlin ist dazu verdammt, immerfort zu werden und nie zu sein.“

Karl Scheffler

„I want to wake up in a city
That never sleeps
And find I’m king of the hill
Top of the heap
These small town blues
They are melting away
I’ll make a
brand new start of it
In old New York“

Frank Sinatra

„Würde die Langeweile einen Geburtsort haben, dann wäre es Lüneburg!“

Heinrich Heine

„Wie sieht’s aus in Hamburg?
Ist das Wetter noch intensiv
Sind die Bars noch laut wie Kriege
Weißt du mit wem du gestern schliefst?“

Tomte

„Beirut, sei herzlich begrüßt,
Seien das Meer und die Häuser geküsst
Und der Felsen, gleich einem alten Seemannsgesicht.“

Fairuz,
libanesischer Sängerin



„Ich bin jetzt immer da,
wo du nicht bist
Und das ist immer Delmenhorst
Es ist schön, wenn’s nicht mehr weh tut
Und wo zu sein, wo du nie warst
...
Ich bin jetzt da,
wo ich mich haben will
Und das ist immer Delmenhorst
Erst wenn alles scheißegal ist
Macht das Leben wieder Spaß“

Element of Crime

„Enn Köln ahm Rhing
benn ich jeboore
Ich hann – un dat litt mir em Senn –
Ming Muttersprooch noch nit verlooore
Dat ess jet, wo ich stolz dropp benn“

BAP



„Et tant pis pour ceux qui s’étonnent
Et que les autres me pardonnent
Mais les enfants ce sont les mêmes
A Paris ou à Göttingen“

Barbara

Stadtluft macht frei nach Jahr und Tag.

Rechtsgrundsatz aus dem Mittelalter

„I’ve been to Reno, Chicago, Fargo,
Minnesota, Buffalo, Toronto,
Winslow, Sarasato, Wichita, Tulsa, Ottawa,
Oklahoma, Tampa, Panama, Mattawa,
La Paloma, Bangor, Baltimore,
Salvador, Amarillo, Tocopilla, Barranquilla and Padilla, I’am a killer.
I’ve been everywhere, man.“

Johnny Cash



Fotos: Zuzanna, gustavofraza, DanBuBerlin, Alexander Potapov, qualitystock, conorcowe / stock.adobe.com; CBW / Alamy Stock Photo

Einen Tank werden Sie nicht finden. Sein Herz spüren Sie sofort.

Soul, electrified. Der Taycan 4S.



Stromverbrauch (in kWh/100 km) kombiniert: 25,6–24,6; CO₂-Emissionen kombiniert: 0 g/km



PORSCHE





DIE VEREINTE KRAFT DER STÄDTE

Weltweit kämpfen Bürgermeister um mehr Einfluss bei Themen wie Integration, Umweltschutz und Verkehr. Kommen Lösungen künftig eher von Stadtverwaltungen als von Regierungen?

TEXT
Tilman
Wörtz

Barcelona von oben. Die „Super Bloques“ galten Stadtplanern bereits im 19. Jahrhundert als vorbildlich. Heute erleichtern diese Einheiten Verkehrsberuhigung und Begrünung.



WELTHAUPTSTADT DER RADFAHRER

Vorfahrt für Fußgänger und Radfahrer in Kopenhagen. Das Prinzip hat die Stadt grundlegend verändert.

Breite Radwege verlaufen parallel zu Kopenhagens Straßen, vom übrigen Verkehr durch Grünstreifen oder Bordsteine getrennt. Für Radler endet die Rotphase an Ampeln sechs Sekunden früher als für Autofahrer. Das verringert die Kollisionsgefahr. Brauchen Biker zwischenzeitlich ein Taxi, fährt ihr Rad mit. Taxiunternehmen müssen Neufahrzeuge mit einem Radträger am Heck ausstatten. Dank solcher Maßnahmen sind seit 2016 mehr Fahrräder in der Innenstadt unterwegs als Autos. Stadtplaner sprechen von „copenhagenization“ – ein Synonym für Metropolen „nach menschlichem Maß“. Die slowenische Hauptstadt Ljubljana hat sich von dem Modell inspirieren lassen, das australische Melbourne und New York City. Im 20. Jahrhundert galten autogerechte Städte als modern: Breite Straßen für Pkw, Transporter und Busse sollten freie Fahrt bis in den letzten Winkel garantieren. Fußgänger wurden auf schmale Trottoirs an den Rand verbannt und mussten an Kreuzungen lange warten, da die Ampelphasen vor allem den Autoverkehr im Fluss halten sollten. „Unser

Wohlbefinden leidet in so einer Stadt“, sagt der Stadtplaner und Vordenker für das Kopenhagener Modell Jan Gehl. Kopenhagen steuerte als erste Metropole Europas dagegen. Von 1962 bis 2005 wuchs die Fläche autofreier Zonen in Kopenhagen von rund 15.000 auf 100.000 Quadratmeter. Laute Trassen verwandelten sich in Fußgängerzonen, Parks und Radwege. Studien ergaben: Der CO₂-Ausstoß nahm ab, die Umsätze des Einzelhandels stiegen sogar entgegen den Befürchtungen vieler Gemeinderäte und Ladenbesitzer, da sich die Menschen nun öfter und länger in der Innenstadt aufhielten. Der Fahrradverkehr hat auch die Transportkapazität in der Innenstadt erhöht: Zwei Radwege mit einer Breite von zwei Metern verkraften 10.000 Radfahrer pro Stunde. Eine zweispurige Straße bietet nur Platz für maximal 2.000 Fahrzeuge pro Stunde. Bei dichtem Verkehr sind Räder schneller als Autos – in denen meist nur eine Person sitzt. Kein Wunder, dass Kopenhagen bei so vielen Vorteilen regelmäßig in Rankings als eine der lebenswertesten Städte des Planeten abschneidet.

Vier Meter breite Radwege führen über die „Lille Langebro“, Kopenhagens neuste autofreie Brücke.

10
Fahrräder
passen auf
einen Autostellplatz.

Am 1. Juni 2017 sanken die Chancen zur Rettung der Welt rapide. An diesem Tag betrat US-Präsident Donald Trump den Rosengarten des Weißen Hauses und sagte zu den versammelten Journalisten: „Ich wurde gewählt, um die Bürger von Pittsburgh zu vertreten, nicht die von Paris.“ Damit erklärte er den Austritt der USA aus dem Pariser Klimaschutzabkommen.

Die Vereinbarung sieht vor, dass die 195 Unterzeichnerstaaten den durchschnittlichen Temperaturanstieg auf unserem Planeten auf unter zwei Grad Celsius im Vergleich zu der Zeit vor der industriellen Revolution begrenzen. Ohne die USA schien das Abkommen gescheitert.

Zwei Stunden nach Trumps Rede stiegen die Chancen zur Rettung der Welt wieder. Bill Peduto, Bürgermeister von Pittsburgh, widersprach dem Präsidenten: „Er repräsentiert uns überhaupt nicht. Diese Stadt unterstützt nicht seine Initiative.“

Nicht nur Peduto, auch weitere 300 Bürgermeister im Land, Demokraten und Republikaner, traten aus Protest dem Verbund „Climate Mayors“ bei, der heute 461 Mitgliedsstädte in den USA zählt, in denen ein Viertel der gesamten US-amerikanischen Bevölkerung lebt.

Die Climate Mayors sehen sich nach wie vor den Pariser Klimazielen verpflichtet. Nun wollen die Städte gemeinsam so viele Klimagase einsparen, wie sich die USA zuvor verpflichtet hatten. Eine Reduktion der Emissionen von 26 bis 28 Prozent bis ins Jahr 2025 – verglichen mit 2005.

Der Anspruch ist nicht vermessen, schließlich werden 70 Prozent der Klimagase in Städten produziert. „Egal, was Nationen tun, Klimapolitik wird auf lokaler Ebene umgesetzt“, legte Peduto in einem Interview nach.

Eine ähnliche Aufmüpfigkeit leisteten sich auch die Bürgermeister von Prag, Warschau, Bratislava und Budapest gegenüber ihren Landesregierungen. Sie schlossen sich im vergangenen Dezember zu den „Visegrad-Hauptstädten“ zusammen, um für Demokratie und Weltoffenheit und gegen ihre rechtspopulistischen Staatschefs ein Zeichen zu setzen. Von „Visegrad-Staaten“ wird normalerweise gesprochen, wenn sich Tschechien, die Slowakei, Polen und Ungarn zu Gesprächen treffen, die in den vergangenen Jahren einen zunehmend EU-kritischen Ton bekommen haben.

55
Prozent

der Menschen weltweit leben in Städten. Diese Zahl wird bis ins Jahr 2050 auf 68 Prozent steigen. Das 21. Jahrhundert ist damit ein Jahrhundert der Städte.

Die Selbstermächtigung von Städten ist Symptom eines historischen Wendepunkts in der Menschheitsgeschichte: Seit dem Jahr 2005 leben erstmals mehr Menschen in Städten als in ländlichen Regionen, in 30 Jahren werden es bereits Dreiviertel aller Menschen sein. Durch den technischen Fortschritt in der Landwirtschaft gibt es weniger Arbeit auf dem Land, gleichzeitig bieten Städte mehr Jobs. Laut dem Nobelpreisträger für Ökonomie, Paul Krugman, entstehen und wachsen Städte überhaupt erst, weil sie durch die Anballung von Arbeitskräften, Konsumenten, Kapital und Know-how Kosten in der Produktion von Waren und der Bereitstellung von Dienstleistungen senken.

Immer mehr Menschen konzentrieren sich auf immer kleinerer Fläche – daraus folgen Probleme wie Emissionen, zu

viel Verkehr und Müll. Städte bedecken nur drei Prozent der Erdoberfläche, aber dort werden 80 Prozent des weltweiten Bruttosozialprodukts erwirtschaftet. Sie haben also das Potenzial und die Verantwortung, zur Lösung der globalen Probleme beizutragen.

Und sie tun es, immer öfter auch gemeinsam und über nationale Grenzen und ideologische Gräben hinweg. Ein dichtes Geflecht von Städtebünden ist entstanden, zum Beispiel

— die **Alpenallianz** zur Förderung von nachhaltigem Leben und Wirtschaften im Alpenraum, in der sich 280 Gemeinden und Regionen aus den Alpenländern Frankreich, Schweiz, Italien, Österreich, Lichtenstein, Slowenien und Deutschland zusammengeschlossen haben,

— der Verbund der 288 Städte, die sich beim Management eines Weltkulturerbes gegenseitig beraten (**Organization of World Heritage Cities**),

— die **Cities for Mobility** mit Sitz in Stuttgart, die 660 Städte, Unternehmen,

DB DEUTSCHE BAHN
STIFTUNG

Anschluss verpasst?

Wir fördern **Bildung** für sozial benachteiligte Kinder und Jugendliche.

In der Deutsche Bahn Stiftung verbinden wir Eisenbahngeschichte mit Weichenstellungen für die Zukunft. Deshalb betreiben wir das DB Museum, setzen uns für die Integration von Menschen am Rande der Gesellschaft ein, schaffen nachhaltige Bildungsangebote und fördern ehrenamtliches Engagement. www.deutschebahnstiftung.de

Forscher und Organisationen aus der Zivilgesellschaft auf der Suche nach umweltfreundlicher Mobilität zusammenbringen,
— die über 600 **Bürgermeister gegen illegale Waffen** in USA, die trotz lascher nationaler Gesetze den Besitz von Schusswaffen in ihren Städten erschweren,
— die fast 8.000 **Bürgermeister für den Frieden**, die dem Beispiel des Bürgermeisters von Hiroshima folgen und für nukleare Abrüstung eintreten.

Meist steht die Mitgliedschaft jeder Stadt offen. Der Verbund der Großstädte C40 wählt dagegen einen anderen Weg: Nur Millionenmetropolen wie New York, Berlin, Addis Abeba oder Nanjing dürfen Mitglied werden. Sie arbeiten regelmäßig in Expertengruppen zusammen und müssen den anderen Mitgliedern ihre Fortschritte im Kampf gegen die Klimaerwärmung nachweisen. Die Mitgliedsstädte sehen sich als Avantgarde, sie finden Lösungen zu Themen wie Verkehr, Gebäudesanierung und Müll, die kleinere und finanzschwächere Städte kopieren können. Ihre Erfahrungen teilen sie über eine Webseite, persönliche Treffen und Webinare.

Initiiert wurde C40 (C = City) im Jahr 2006 vom damaligen Londoner Bürgermeister Ken Livingston. 40 Städte waren es bald nach Gründung, heute sind es 96 Städte, in denen 700 Millionen Menschen leben. Livingston ging es zuerst ums Klima, denn damit verbunden sah er alle anderen Fragen, die für die Entwicklung von Städten entscheidend

38
Millionen

Einwohner hat Tokio, die größte Stadt der Welt. Es gibt nur vier Nationen in der EU, die größer sind.

160
Staaten

haben ein kleineres Bruttosozialprodukt als New York (Metropolregion). Selbst Russland erwirtschaftet weniger als New York.

sind. Oft übernimmt eine Stadt die Vorreiterrolle bei einem Thema und berät andere. Dabei geht es um:

— Ansteigen des Meeresspiegels: Antwerpen, das mehrere Meter unter dem Meeresspiegel liegt, hat Jahrhunderte lange Erfahrung beim Schutz vor Springfluten durch ein System von Grachten, Schleusen und Dämmen – wertvolles Wissen in Zeiten des Klimawandels beispielsweise für Küstenstädte wie Mumbai oder Alexandria.

— Elektromobilität: In Shanghai fahren so viele Elektrobusse wie außerhalb Chinas in der restlichen Welt insgesamt. Dort haben die Planer Erfahrung in der Installation eines Ladeetzes und der Taktung der Busse.

— Parkplatzmanagement: Buenos Aires übernahm vor zwei Jahren die Praxis aus Mexiko-Stadt, keine Mindestzahl von Parkplätzen bei Gebäuden vorzuschreiben, sondern das Gegenteil: eine Maximalzahl – verbunden mit dem Ausbau öffentlicher Verkehrsmittel. Mexiko-Stadt hatte es durch dieses Umdenken geschafft, den Flächenverbrauch durch parkende Autos zu reduzieren, ohne die Mobilität der Bürger einzuschränken.

„Willkommen zum fünften Erfahrungsaustausch während der Corona-Krise“, begrüßt eine Afro-Britin alle Zugeschalteten der Video-Konferenz. Sie sitzt im Büro von C40 in London und ist „Netzwerk-Managerin für Luftreinhaltung“. 15 solcher Gruppen werden moderiert, jede hat zehn bis zwanzig Teilnehmer und trifft sich einmal im Monat meist online, seit der Corona-Pandemie sogar wöchentlich. „Und nun übergebe ich an Martin Lutz, der uns aus Berlin berichtet.“

Der sportliche, ergraute Herr mit randloser Brille erklärt eine Grafik, auf der eine abnehmende Kurve zu sehen ist. Sie zeigt die Stickstoffbelastung in Berlin der vergangenen Wochen.

„Wegen Corona passiert ein Wunder in Berlin“, sagt Lutz, „die Berliner fahren so viel Fahrrad wie noch nie.“ Die Pandemie birgt neue Chancen für die Stadt. Er zeigt Fotos einer neuen Fahrradspur auf dem Cottbusser Damm, die mit rot-weiß gestreiften Pollern abgesichert ist: „Wir haben 25 Kilometer Fahrradspuren innerhalb weniger Wochen einrichten können, auch vor dem Hintergrund, dass durch breite Fahrradwege das Infektionsrisiko von Corona gemindert wird. Sonst hätte das mindestens ein Jahr gedauert.“

Eine andere Grafik aber bereitet Martin Lutz Sorgen: „Die Menschen fahren weniger mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Wir müssen verhindern, dass sie wieder aufs Auto umsteigen.“ Denn genau das Gegenteil wollen er und der Senat erreichen: Nur wenn weniger Fahrzeuge mit Verbrennungsmotoren in der Stadt unterwegs sind, werden die Werte für Stickoxide und Feinstaub sinken.

Im vergangenen Jahr war Berlin wegen überschrittener Feinstaub-Höchstwerte von der Deutschen Umwelthilfe verklagt worden, auch die europäische Kommission hatte Druck gemacht. Die Stadt musste deshalb auf einigen Hauptverkehrsstraßen Tempo-30-Limits verhängen.

„Was habt ihr für Studien gemacht bei der Einführung dieser neuen Radwege?“, fragt ein Teilnehmer aus Addis Abeba.

„Gar keine. Wir haben einfach die Pläne umgesetzt, die es schon gab.“

„Gibt Berlin auch finanzielle Anreize für den Kauf eines Fahrrads?“, will die Kollegin aus Mexiko-Stadt wissen.

„Für Lastenräder ja – die Nachfrage war so groß, dass der Topf schon leer ist.“



Die Stimmen der Bürger zählen viel in Porto Alegre, Brasilien. 1988 entschieden sie erstmals direkt über einen Teil des Haushalts. Auch heute noch trainieren sie regelmäßig Demokratie in Workshops.

ALLES GELD GIBT DAS VOLK AUS

Seit in Porto Alegre die Bürger über einen Teil des Stadthaushalts bestimmen dürfen, entdecken weltweit andere Städte die Vorzüge des Verfahrens.

Die Diktatur in Brasilien war gerade überwunden und die Stadtkasse von Porto Alegre im Südosten des Landes fast leer. Viele Bürger befürchteten, dass die Herrschenden die wenigen vorhandenen Finanzmittel wie gewohnt veruntreuen würden. Einige Einwohner hatten eine revolutionäre Idee: Wie wäre es, wenn alle über Ausgaben mitentscheiden? 1988 zog Olivio Dutra von der Arbeiterpartei mit dieser Forderung in den Bürgermeisterwahlkampf – und gewann. Seither bestimmen die Bürger über rund 15 Prozent des Stadthaushalts. Sie entscheiden, welche Stadtviertel dringend Schulen, Straßen oder Abwasserrohre brauchen. „Bürgerhaushalt“ („Orcamento Participativo“) nennt sich das Verfahren. Die Korruption sank, das Selbstbewusstsein der Bürger stieg. In ihnen wuchs das Gefühl, die Geschicke ihrer Stadt in eigenen Händen zu halten. Hunderte brasilianische und lateinamerikanische Städte kopierten das Modell aus Porto Alegre. Eine Studie der Welt-

bank zu Bürgerhaushalten in 253 brasilianischen Städten resümiert: Die Methode lenkt Gelder in ärmere Viertel, in den Gesundheits- und Bildungssektor, öffentliche Prestigebauten werden weniger. Mitte der 90er Jahre übernahmen europäische Kommunen das Modell. 1.500 Bürgerhaushalte werden heute weltweit verabschiedet, von Mexiko-City über New York bis Sevilla, von Freiburg über Monheim bis Berlin-Lichtenberg. Die Regeln unterscheiden sich: Mal bestimmen Bürger über feste Budgets, mal dürfen sie die Stadtverwaltung nur „beraten“. Mal sind die Beträge Peanuts, mal sechsstellig wie in Los Angeles. Die Beteiligung von Bürgern lässt häufig zu wünschen übrig. In Nordrhein-Westfalen nahm die Zahl der Kommunen, die Bürgerhaushalte aufstellten, wegen mangelnder Beteiligung von 37 im Jahr 2011 auf 16 im Jahr 2018 ab. Als Instrument für mehr Demokratie und Mitbestimmung hat sich der Bürgerhaushalt aber weltweit etabliert.

*Ein Meister, der sie fertigt.
Ein Kenner, der sie trägt.*

H. Dinkelacker



HEINRICH DINKELACKER
SINCE 1879



EXKLUSIVER SHOWROOM
Talstraße 19
74321 Bietigheim-Bissingen

heinrich-dinkelacker.de

Foto: Marta NASCIMENTO / REA / laif



Straßen zu Stränden. Am rechten Seine-Ufer in Paris chillen heute Touristen und Einwohner, wo bis vor vier Jahren Autos fuhren.



In Yvonne Aki-Sawyers Nähe sehen selbst Mülltonnen elegant aus. Die Bürgermeisterin räumt auf in Freetown, Sierra Leone.

146 Städte

in Deutschland haben den Klimanotstand ausgerufen.

Nach einer Stunde beendet die Moderatorin die Video-Konferenz. Dass die C40-Städte gemeinsame Erklärungen vereinbaren, helfe beim Erreichen der Ziele in Berlin. London hat die „Erklärung für saubere und gesunde Luft“ vorgelegt, „da wollten wir uns nicht den Schneid abkaufen lassen“, sagt Martin Lutz. Sein Chef, der Berliner Oberbürgermeister Michael Müller, hat die Erklärung gemeinsam mit 35 anderen C40-Bürgermeistern im vergangenen Oktober unterschrieben. „Jetzt kann ich immer mit der Deklaration wedeln, um den Beschluss in Erinnerung zu rufen“, sagt Lutz.

Speziell der Grenzwert für Feinstaub sei ein Problem: Die EU legt 25 Mikrogramm pro Kubikmeter Luft fest (bei den „kleinen“ Partikeln). „Hoffnungslos veraltet“, nennt ihn Lutz. Die Weltgesundheitsorganisation fordert einen strengeren Wert von 10 Mikrogramm. In der „Erklärung für saubere und gesunde Luft“ verpflichten sich die Städte, den WHO-Wert bis 2030 zu erreichen. Außerdem wollen Martin Lutz und seine Kollegen Druck über das europaweite Städtenetzwerk Eurocities mit Sitz in Brüssel aufbauen. Eurocities berät das Europäische Parla-

ment. Viele Mitglieder sind auch Mitglieder von C40. Wenn die EU ihre Grenzwerte auf die Werte der WHO senkt, steigt sofort der Druck auf Hersteller von Fahrzeugen und Verkehrspolitikern.

Es sind dicke Bretter, die Martin Lutz bohrt, und seine Lage verdeutlicht ein Kernproblem: Die Städte haben die Probleme – aber die Staaten oder die EU beschließen die Gesetze.

Der amerikanische Politologe Benjamin Barber sieht genau in dieser fehlenden Souveränität von Städten den Grund dafür, warum sie zur Kooperation neigten und pragmatischer mit grenzüberschreitenden Problemen wie Klimawandel, Infektionskrankheiten, Migration und Sicherheit umgingen als Nationalstaaten. Ideologien spielten für sie eine geringere Rolle. „Es gibt keine liberale oder konservative Weise, Müll einzusammeln.“

Diese Pointe mag den Pragmatismus von Kommunalpolitik übertreiben, verdeutlicht aber einen wichtigen Unterschied zu Nationalstaaten: Deren Wesen sei geprägt durch Rivalität um Territorien, Grenzen und Ressourcen, die allzu oft in Krieg mündete oder zumindest in einer Blockade der Vereinten Nationen. Deshalb sollten Städte auch auf globaler Ebene eine wichtigere Rolle spielen als bisher.

Die Bürger danken ihren Bürgermeistern ihren Pragmatismus: In Umfragen zum Vertrauen der Menschen in unterschiedliche Berufsgruppen kommen Politiker generell zwar schlechter weg als Feuerwehrleute, Ärzte oder Lastwagenfahrer – aber nicht die Bürgermeister. In den USA genießen sie zwei- bis dreimal so viel Vertrauen wie Kongressabgeordnete und der Präsident. Mehr Macht für die Städte stärkt unsere Demokratie und schützt vor Populismus, sagt Benjamin Barber: „Die Geschichte der Städte ist die Geschichte der Demokratie.“

In seinem 2013 erschienenen Buch „If Mayors ruled the World“ (Wenn Bürgermeister die Welt regierten) hat Barber ein „Globales Parlament der Bürgermeister“ vorgedacht, das nicht an Einzellösungen arbeite, sondern ein politischer Hebel für weltweite Lösungen sein soll. 2016 trat das Globale Parlament der Bürgermeister tatsächlich zusammen und hat heute über 50 Mitglieder. Der Mannheimer Oberbürgermeister Peter Kurz ist derzeit ihr Präsident.

Fotos: Bloomberg via Getty Images; Christoph Puschner / Zeiteinspiegel; Visual China Group via Getty Images



Ultraviolette Licht tötet Corona-Viren. Während der Lichttherapie lädt der Elektrobus in Shanghai auch seine Batterie auf. Er gehört zur größten städtischen Elektrobus-Flotte der Welt.



KEEP COOL

Im westindischen Ahmedabad rettet die Stadtregierung über Hitzealarm Leben.

Bevor in der indischen Millionenmetropole Ahmedabad die Temperaturen 45 Grad Celsius übersteigen, alarmieren Beamte der Stadtverwaltung die Bürger: Schulleiter verschieben dann den Unterricht in die Abendstunden, an Busstationen wird Wasser deponiert, Krankenschwestern legen in Krankenhäusern Infusionen für Patienten bereit, die möglicherweise mit Hitzschlag eingeliefert werden. Über Fernsehen, Radio und Whatsapp-Gruppen werden die Menschen aufgefordert, möglichst nicht auf offener Straße zu laufen und viel zu trinken. Den Hitzealarm entwickelte die Stadtverwaltung im Sommer 2010 mit bis zu 46 Grad Celsius heißen Tagen. Damals starben rund 1.300 Einwohner den Hitzetod. Heute sterben bei vergleichbaren Tempe-

raturen weniger als hundert Menschen im Jahr. In vielen Hütten in den Slums ist es mittlerweile im Sommer fünf bis sieben Grad kühler als noch vor zehn Jahren. Mit finanzieller Unterstützung der Stadt konnten die Bewohner ihre Wellblechdächer gegen eine wärmeabweisende Kokosfaser-Altpapier-Mischung tauschen oder zumindest weiß streichen. Erst kopierten die Nachbarprovinzen Maharashtra und Odisha den „Heat Action Plan“ von Ahmedabad. Dann folgten Städte in ganz Indien. Das Städtetzwerk C40 übernahm den Hitzeplan in seine Datenbank mit erfolgreich getesteten Lösungen – zur Anregung, wie sich auch andere Städte weltweit auf steigende Temperaturen in Zeiten des Klimawandels einstellen können.

Buttermilch gegen den Hitzschlag. Ahmedabads Ideen für einen stabilen Kreislauf sind heute Modell für viele Städte in Indien und der Welt.

Der Darling der Szene aber ist die jugendlich wirkende Bürgermeisterin von Sierra Leones Hauptstadt Freetown, Yvonne Aki-Sawyerr, 52. Sie empfängt in ihrem Büro hinter einem schweren Holztisch und in einem mächtigen Ledersessel sitzend – Insignien der Macht, die sie im Mai 2018 von ihren Vorgängern übernommen hat. „Ich will gemeinsam mit Kollegen in den industrialisierten Ländern Schleuser bekämpfen, die unsere jungen Menschen mit falschen Versprechen von hier weglocken“, sagt sie mit einer schnell lauter werdenden Stimme und lebhaften Gesten.

Sie gilt vielen als Vorbild. Geboren in Freetown, wurde sie bestens ausgebildet an der London School of Economics, kehrte aber während der Ebola-Krise als Leiterin des Krisenzentrums zurück – und blieb. „Nur sieben meiner Klassenkameraden leben heute noch in der Stadt“, sagt sie. Die gut Ausgebildeten gehen, die Menschen vom Land rücken nach. Seit dem Ende des Bürgerkriegs 2002 sind es viele. Sie siedeln sich an, wo es noch Platz gibt: an der Küste vor und in den hügeligen Wäldern hinter Freetown. Die Bäume werden zu Brennholz, das Erdreich erodiert. 2017 starben nach heftigen Regenfällen bei einem Erdbeben 1.141 Menschen, auch weil der Regen in den müllverstopften Abwasserleitungen nicht abfließen konnte.

Aki-Sawyerr schnell aus ihrem Sessel und führt uns zu den orange-gelben Mülltonnen im Hof des Rathauses. Nach und nach werden sie in der ganzen Stadt aufgestellt und regelmäßig entleert. Die wilden, stinkenden Mülldeponien mitten im Zentrum sollen kleiner werden.

Foto: AFP via Getty Images

Das Abfallsystem ist der Anfang. Eine Million Bäume werden gepflanzt und die Rechte auf Grund und Boden auch der Zugewanderten geklärt.

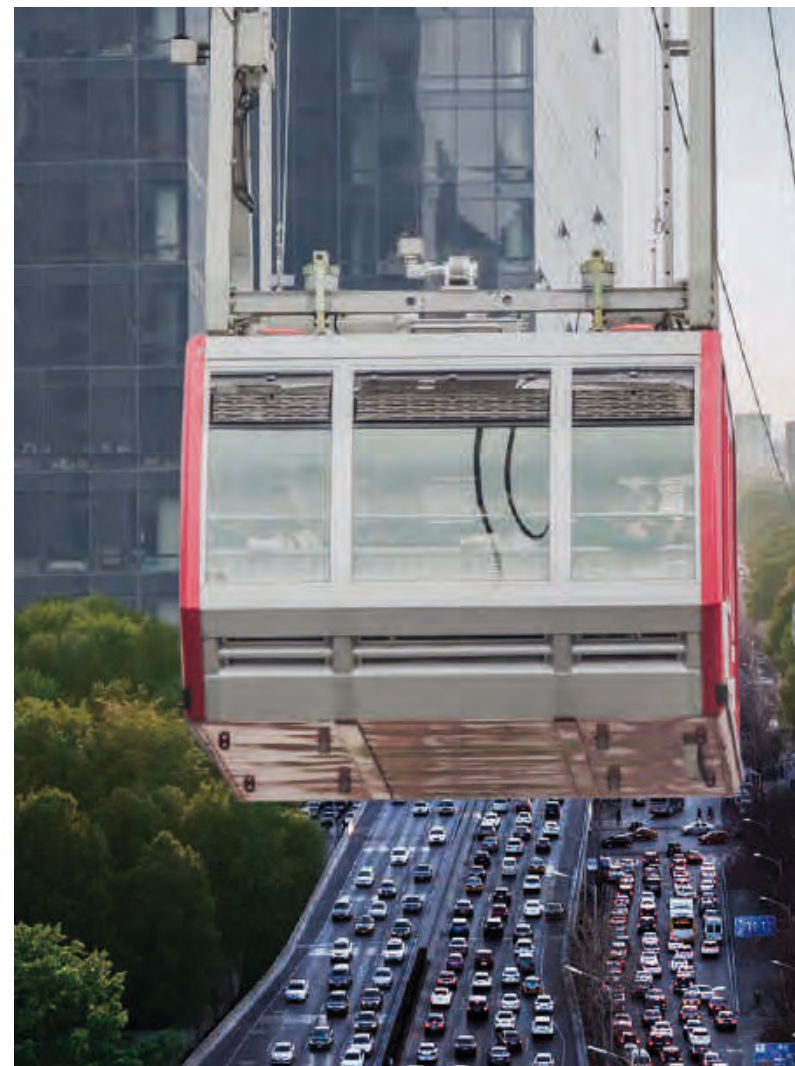
„Wir Bürgermeister können die Probleme der Migration nur durch Zusammenarbeit lösen“, sagt sie. In der Charta der Vereinten Nationen werden Städte aber nicht mal erwähnt, geschweige denn ihnen Befugnisse eingeräumt. Yvonne Aki-Sawyerr will das ändern: Sie gibt viele Interviews für internationale Medien, im vergangenen Oktober reiste sie mit Mannheims Oberbürgermeister Kurz gemeinsam nach New York zur Klimakonferenz und forderte im Namen des Global Parliament of Mayors mehr Mitsprache. Als im Dezember 2018 in Marrakesch 164 Länder im Rahmen einer UN-Konferenz einen Migrationspakt unterzeichneten, beriet sich Yvonne Aki-Sawyerr gleichzeitig mit Bürgermeister-Kollegen aus C40-Städten, zu denen auch Amman, Sao Paulo, Los Angeles, Zürich oder Mailand gehörten.

„Ich möchte eine afrikanische Perspektive in die weltweite Migrationsdebatte einbringen“, sagt sie, „und Freetown auf die internationale Bühne heben.“ Neben ihren diplomatischen Auftritten bringt ihr Engagement auch Vorteile für Freetown: Wie in der kolumbianischen Stadt Medellin soll auch Freetown eine Seilbahn bekommen, die dicht besiedelte und schlecht

25 Prozent

der Verkehrsfläche in europäischen Städten wird von parkenden Autos okkupiert.

erschlossene Viertel ans Zentrum anbindet und nebenbei eine gute Ökobilanz hat. Von ihrem Amtskollegen bekam sie auf dem letzten Treffen des Global Parliament of Mayors hilfreiche Tipps für den Bau. Ihre Lehren aus Amt und internationaler Vernetzung: „Regierungen ignorieren zu oft den Klimawandel. Die Städte haben es selbst in der Hand, etwas zu verändern.“



SCHWEBST DU SCHON ODER STEHST DU NOCH?

GRÜNE VERKEHRSWENDE MIT DREES & SOMMER

dreso.com

#50 Jahre DREES & SOMMER

HAMBURG

Eine Liebeserklärung.

Seit ich am Leuchtturm wohne, ist alles noch schlimmer geworden. Bei Vollmond wache ich nun manchmal auf und gehe auf den Balkon. Da steht er dann vor mir, der treue Freund. Füße im Wasser, Kopf im Wind zwinkert er mir mit müdem Licht zu: „Auch wach?“ Auf den Wellen der auflaufenden Elbe glitzern in solchen Nächten die Sterne, und das rot-weiß-gestreifte Gewand des Turms spiegelt sich im Wasser. Grüne und rote Positionslichter blinken am Rande der Fahrrinne, manchmal hört man dumpf und von weit ein Schiffshorn.

Nie habe ich mich dem Universum näher gefühlt als hier am Hamburger Elbstrand. Nie gottbehüteter und glücklicher.

Sie werden jetzt die Augen rollen, weil es so schrecklich sentimental klingt, aber anfangs habe ich noch jeder „Yang Ming“, jeder „Mærsk“ und der „Aida“ nachgewinkt. Es ist nun mal ein Schauspiel, wenn sich ein Schiffsleib, groß wie eine Trabantenstadt, vorbeischiebt. Kurs Singapur, Toronto oder Palermo. Haben Seeleute eigentlich noch Fernweh? Sieht überhaupt einer, wenn ich winke? Am Ende solcher Schiffe hängt übrigens immer ein niedlicher Bugsier-Dampfer. Und bei einer Sturmflut neu-lich hat nur ein Minimikro gefehlt, und das Heck der „Cosco“ hätte den Leuchtturm umgewummst. Der tapfere Bugsierer hat der Lady den Hintern gerettet und sie auf Linie gezogen.

Nein, ich war nicht immer so maritim! Aber verliebt ins Hier bin ich seit Ewigkeiten, man kann fast sagen, Hamburg-hörig.

Wenn man jung ist, will man „in der Schanze“ wohnen, oder auf Sankt Pauli. Bisschen Rotlicht, bisschen Randle. Schräge Läden, „Astra“ auf aus-rangierten Polstermöbeln und Cornern vorm „Silbersack“. Wenn man älter wird, machen einen die zarten Mädchen mit den Overknee-Stiefeln und den spitz gefeilten Nägeln auf der Davidstraße eher trau-



TEXT
Ulrike
Posche

*Die Stadt fühlt sich
an wie eine Erlösung.
Als wäre Silber
in der hellen Luft.
So frisch alles, so klar
und aufgeräumt.
Die weißen Herrensitze
leuchten stolz, aber
nicht zu stolz
über den Wassern.*

ILLUSTRATIONEN
Anje Jäger

rig. Dann zieht man nach Eimsbüttel zum Beispiel. Oder falls die Decken noch etwas höher sein sollen – nach Eppendorf. Wenn man dort kraft gewachsenen Einkommens gelandet ist, fährt man allenfalls mit dem Verwandtenbesuch noch auf die Reeperbahn und geht um der frühen Erinnerung willen ins „Cuneo“, Hamburgs älteste Trattoria. Gemischte Vorspeisen, gemischte Pasta, gemischte Öl-Fantasien von Maler Bruni über dem Stammtisch, an dem einst Gerhard Schröder mit der zweiten Frau saß.

Eigentlich ist es immer das Gleiche: Man kommt von einer langen Autofahrt nach Hause und die Stadt fühlt sich an wie eine Erlösung. Als wäre Silber in der hellen Luft, ein Hauch Atemgold. So frisch alles, so klar und aufgeräumt. Schon wie die Löschkräne am Burchard-Kai salutieren, wenn man über die A7 in den Elbtunnel staut! Der rot-schwarze Backstein schimmert hier kostbarer als irgendwo. Die Giebel sind höher. Die weißen Herrensitze leuchten stolz, aber nicht zu stolz über den Wassern. All die Söhne und Töchter der Flussgötter scheinen verliebt ins eigene Spiegelbild. Türme, Kontore und Brücken, sie schreien nicht zum Himmel – sie lassen ihn blau verstummen.

Gut, das Weiß-Blau eines Münchener Himmels kann auch ein Versprechen sein (auf Italien). Aber am Ende schnürt einem die lauschige Verkropftheit Münchener Biergärten doch immer auch ein wenig die Luft ab, oder nicht? In Hamburg dagegen wittert man selbst hinter den Fassaden Barmbeks und Langenhorns noch den Tidenhub der weiten Welt.

Hamburg ist nicht bloß eine Perle, wie es in der Hymne heißt. Keine kleine Kostbarkeit aus dem deutschen Schmuckkästchen. Die Hansestadt ist das mit Brillanten und Saphiren, mit weißem Gold und Sternenstaub besetzte Collier am Hals der Republik, und rot-grün regiert! In der Mitte des Geschmeides prangt ein Mondstein im Wellenschliff auf rotem Granat. Das ist die Elbphilharmonie. Von ihr sagen inzwischen manche, dass ihre Akustik arg kalt und noch ärger überschätzt sei. Völlig egal. HH ist Weltstadt, Wasserstadt, die Greta Garbo unter den deutschen Städten. 1,9 Millionen Einwohner, keine zwei. Auch das ein Understatement! Männer heißen hier „Boi“ oder „Hinnerk“. Daran muss man sich gewöhnen, wenn man aus Städten kommt, in denen sie Franz heißen oder Jupp. Aus Städten, in denen sie die Fenster zur Straße hin beleuchten – auch wenn sie gar nicht zu Hause sind.

Tatsache ist, wer wie ich an der Elbe lebt, dem legen sich peu à peu schillernde Schuppen auf die Seele. Der kann hier nie mehr weg. Und wenn doch, dann wird ihm das Herz schwer wie ein Sack voll „Hühnergötter“, die Findlinge am Övelgönner Strand. Und seine Augen werden ihr nordisches Blau verlieren. Klingt traurig. Ist aber so!

Gerade fährt übrigens die „Cap San Lorenzo“ vorbei.

Vor kurzem bin ich wieder durch den Münchner Olympiapark spaziert, was ich gern tue, denn der Olympiapark ist, wie man heute sagt, Munich in a nutshell. Viel Natur, ein schöner See, man kann draußen was trinken, und praktisch von überall sichtbar sind die Seilnetze des weltberühmten Plexiglasdaches, das die Olympiabauten überspannt. Ein wunderbarer Platz, lässig und zugleich ehrgeizig, aber zu einem klassisch Münchner Ort macht ihn etwas anderes. Einer der sanft geschwungenen Hügel im Park ist regelrecht durchschnitten worden, die Linienführung der Natur wurde gebrochen. Und genau an dieser Stelle steht ein Pavillon, in dem an die Opfer des Olympiaattentats erinnert wird. Palästinensische Terroristen hatten, hier im Olympischen Dorf, das Team aus Israel überfallen, elf Männer starben. Auch das war Olympia 1972 in München: die heitersten Spiele und die schrecklichsten Spiele. Höchster Höhenflug einer Stadt, und zugleich ihr Sturz ins Bodenlose.

So ist München, das moderne München, jedenfalls verstehe ich es so: dass seine ihm zugeschriebene Schönheit eben nicht glatt ist. Und dass seine Erfolgsgeschichte durchzogen ist von Brüchen. Ich bin in der norddeutschen Tiefebene aufgewachsen, seit 1991 lebe ich in München, seitdem leiste ich Imagepflege für diese Stadt, indem ich (vergeblich) versuche, die Freunde im Norden von ihrem Münchenbild abzubringen, ein Prosit der Gemütlichkeit. Es hat sich bei denen verfestigt durchs Fernsehprogramm, ihr Münchenbild, sie haben als Kind zu viel Pumuckl geschaut und zu viele dieser Krimis, die „Der Kommissar“ hießen und „Derrick“ und „Polizeiinspektion 1“. Und die alle in München spielten, und in denen Münchner Originale für Recht und Ordnung sorgten, der Kommissar Franz Josef Schöninger zum Beispiel in der Polizeiinspektion, ge-



TEXT
Holger
Gertz

*Münchens Schönheit
ist nicht glatt.
Ihre Erfolgsgeschichte
ist durchzogen
von Brüchen.
Die Haltung der Stadt
ist: sich selbst
feiern und die anderen
nicht vergessen.*

spielt vom Münchner Walter Sedlmayr, der schließlich allerdings ermordet wurde. Nicht im Krimi, in echt. Der Münchner Modedesigner Rudolph Moshammer wurde auch ermordet. Von Zeit zu Zeit erinnert sich das strahlende München daran, dass alles Strahlende immer auch nur Oberfläche ist, und dahinter sieht's anders aus. „Wie meinst Krise, Spatzl?“, fragt der Ehrenmünchner Monaco Franze (Helmut Fischer), denn im Bewusstsein des Bruchigen lebt diese Stadt, lebt man in dieser Stadt. Ich finde diesen Blick auf die Welt ganz angemessen.

Eine Zeit lang, während des Zivildienstes, habe ich in Hamburg gewohnt, es kam mir kühl vor dort, abgeklärt. Man kam, so schien es mir, nicht leicht ins Gespräch mit diesen selbstbewussten Hamburgern. Vielleicht bin ich ungerecht, es ist jetzt auch schon 30 Jahre her, und vielleicht lag es auch ganz und gar an mir.

Dass die Münchner geselliger sind, habe ich zu schätzen gelernt, gerade weil sich die Geselligkeit manchmal auch in Gewändern aus rauherem Stoff verkleidet. Noch immer sehe ich eine Nachbarin im Oktoberfest-Bierzelt vor mir, sie sagte: „Ma siehgt glei, dass du a Fischkopf bist – bringst ja's Mei net auf!“ Wenn man über kommunikative Herausforderungen dieser Art hinweg ist, geht's eigentlich. Das Oktoberfest übrigens ist auch ein Ereignis, bei dem sich Glanz und Elend begegnen. Ja, es ist das größte Volksfest der Welt – ein Event, bei dem der Mensch merkt, dass er dazu geschaffen ist, sich zu versammeln. Und ja, auch dieses Volksfest ist erschüttert worden durch ein Attentat, eine Bombe am Haupteingang im Herbst 1980, 13 Tote. Der furchtbarste rechtsextreme Anschlag in der Geschichte der Bundesrepublik.

Das Oktoberfest ging weiter damals nach dem Attentat, aber „Ein Prosit der Gemütlichkeit“ durfte in den Festzelten jenes Jahres nicht mehr gespielt werden.

München ist vieles zugefallen, aber München ist immer auch wieder getroffen worden, im Kleinen und Großen, und heraus kommt eine Haltung, die beides vereint: sich selbst zu feiern und die anderen nicht zu vergessen. Am Münchner Hauptbahnhof wurden 2015 die Flüchtlinge beklatscht, und auch wenn diese Geste später von vielen als Bahnhofsklatscherei diffamiert wurde – in der Stadtgeschichte hat sie ihren Platz. In München, wo es wegen Corona kein Oktoberfest gibt in diesem Jahr, hat der Stadtrat beschlossen, dass ausnahmsweise im Sommer all die Buden und Karussells überall in der Stadt aufgebaut werden dürfen, damit die Schausteller eine Chance haben, durch dieses Horrorjahr zu kommen. So stehen die Gerätschaften jetzt an allen Plätzen, und das große Riesenrad ist vorübergehend in den Olympiapark ausgewichen. Dort weiß man, was standhalten bedeutet.



THERAPIE FÜR STRASSENKÄMPFER

Immer bereit, eine vergiftete Atmosphäre im Keim zu ersticken. Die Gewaltunterbrecher von „Cure Violence“ im Gespräch mit Jugendlichen. Die meisten Helfer kommen selbst von der Straße.

Der Fotograf Amnon Gutman durfte Teams von „Cure Violence“ auf Patrouille durch New Yorker Brennpunkte begleiten. Ihre Mission: Jugendliche gegen Gewalt immunisieren.

TEXT Jan Rübel

FOTOS Amnon Gutman



Links

Weinend bricht die Mutter am Grab ihres 16-jährigen Sohnes zusammen. Clay Hemmingway wurde Opfer der Straßengewalt.

Rechts

Am Ende eines Basketballspiels wurde Clay Hemmingway erschossen. Die Polizei rekonstruiert den Tathergang mit Kreidestrichen.

Der Junge ist wütend, redet sich in Rage. Die Armut in seinem Viertel kotze ihn an. Genauso wie die Polizei, die ihn nur einbuchten wolle. Plötzlich legt sich eine Hand auf seinen Oberarm, unterbricht den Wortschwall. Der Junge mustert die Hand. Sie gehört zu einem Interruptor, einem „Gewaltunterbrecher“. So nennen sich die Aktivisten von „Cure Violence“, einer Nichtregierungsorganisation, die gegen Waffengewalt auf New Yorks Straßen kämpft.

Die Interruptoren, Sozialarbeiter mit „Street Credibility“, also Glaubwürdigkeit, kommen selbst von der Straße. Sie waren als Jugendliche Bandenmitglieder und genießen nun den Respekt der Jüngeren. Bei „Cure Violence“ fungieren sie als eine Art Immunabwehr, immer bereit, eine vergiftete Atmosphäre schon im Keim zu ersticken oder wenigstens dafür zu sorgen, dass sich so wenige Menschen wie möglich mit dem Virus der Gewalt infizieren. An diesem Tag sagt der Interruptor zu seinem zornigen Gegenüber: „Boxe! Aber nicht hier, sondern bei meinem Training im Sportstudio.“

Eingefangen hat die Szene der Fotograf Amnon Gutman in Crown Heights, einem Stadtteil des

New Yorker Bezirks Brooklyn. Gutman sagt: „Hier herrschen Straßengewalt, Bandenkriminalität und schneller Waffengebrauch.“

Gutman lebt und arbeitet im Nahen Osten. Gewalt, Rassismus – er kennt das. „Die aktuellen Unruhen in Amerika überraschen mich nicht“, sagt er. Allzu oft beobachtet er in New York, wie Polizisten farbige Einwohner schlechter behandeln als Weiße. 2012 sah er bei einem Spaziergang zufällig ein Büroschild. „S.O.S. – Save Our Streets“ stand darauf. Neugierig trat er ein und traf auf die Leute von „Cure Violence“.

Seitdem ist Amnon Gutman dabei, wenn die Sozialarbeiter losziehen. Der Fotograf formuliert seinen Antrieb so: „Nichts ist klarer und wertvoller als die Erhaltung von Lebenskraft im Angesicht von Gewalt und Krankheit. Das ist, was ich mit meinen Bildern von der Welt auszudrücken versuche.“

Seine Fotos zeigen fröhliche Menschen, die in den Straßen von Crown Heights tanzen, wütende Menschen, die dagegen protestieren, dass der Mörder einer ihrer Freunde noch nicht verhaftet wurde und auch einen jungen Schwarzen, der nachdenklich vor einem Plakat des rassistischen Ku-Klux-Klan steht. Eine Mutter weint am Grab ihres Sohnes, junge Frauen feiern eine Geburtstagsparty und ein Sozialarbeiter von „Cure Violence“ gibt beim Basketballtraining schmalen Teenagern letzte Anweisungen.

Neben den Interruptoren arbeiten bei „Cure Violence“ klassische Sozialarbeiter. Sie bauen langfristige Beziehungen zu den meist jungen Männern auf, sind da, wenn sie gebraucht werden; helfen

bei Jobbewerbungen und besuchen Schulen, wo sie Anti-Aggressions-Trainings organisieren. Nach Schusswechseln eilen sie in die Kliniken, sprechen mit Opfern, ihren Angehörigen und Freunden, um Gegengewalt zu verhindern. „Unsere Arbeit ist aufwändig, spart aber Staat und Gesellschaft langfristig sogar Geld“, sagt Karen Volker, Vize-Präsidentin von „Cure Violence Global“. Die Präsenz in den Brennpunkten zeige vielen Menschen einen Weg ohne Gewalt.

Gegründet wurde „Cure Violence“ von Gary Slutkin. Als Epidemiologe arbeitete er an der Eindämmung von Tuberkulose in San Francisco, ging für die Weltgesundheitsorganisation (WHO) nach Afri-

ka und engagierte sich mehrere Jahre bei der Bekämpfung von Cholera und AIDS. Nach seiner Rückkehr in die USA 1994 gründete er in Chicago das Projekt „Feuerpause“, aus dem „Cure Violence“ als Netzwerk in vielen Städten und einigen Ländern entstanden ist.

So wie Menschen mit schwachem Immunsystem anfällig für Infektionskrankheiten sind, machen Missbrauch, Kränkungen und Gewalt empfänglich für aggressives Verhalten. Slutkin sagt: „Fast 85 Prozent unserer Mitarbeiter



Sie helfen bei der Jobsuche,
besuchen Gewaltopfer
im Krankenhaus, begleiten
Straftäter vor Gericht.
Auch während dieses
Friedensmarsches über die
Brooklyn Bridge setzen
sich die „Cure Violence“-
Mitarbeiter an die Spitze
des Zuges.



Links

„Die aktuellen Unruhen überraschen mich nicht“, sagt der Fotograf Amnon Gutman. Bei seinen Streifzügen mit den Sozialarbeitern beobachtet er immer wieder, wie die Polizei Farbige schlechter behandelt als Weiße.

Rechts

Noch spielen sie unbeschwert unter dem Wasserschlauch. Aber Kinder, die Gewalt ausgesetzt sind, haben ein 31-mal höheres Risiko, selbst gewalttätig zu werden.

in Chicago berichten, dass ihre Kunden zu Hause misshandelt wurden.“ Der Verhaltensforscher Marco Iacoboni von der Universität von Kalifornien in Los Angeles fand heraus, dass sogenannte Spiegelneuronen in unseren Gehirnen komplexe Verhaltensweisen reproduzieren. Das heißt, wir lernen unbewusst, was wir erleben, und übertragen das Gelernte auf unser Auftreten gegenüber Mitmenschen. Wer als Kind chronischer Gewalt ausgesetzt ist, habe ein 31-mal höheres Risiko, selbst gewalttätig zu werden, als ein Kind aus einer friedlichen Umgebung, sagt Iacoboni.

Deshalb übertragen die Leute von „Cure Violence“ Strategien der Krankheitskontrolle auf Gemeinschaften, die von Gewalt bedroht sind. Sie versuchen, Konfrontationen so früh wie möglich zu erkennen, identifizieren Menschen mit hohem Gewaltpotenzial, bemühen sich den Konfliktherd zu isolieren, um eine Ausbreitung von Aggression zu verhindern.

Demeatreas Whatley ist einer dieser „Gewaltunterbrecher“. Er saß 17 Jahre lang im Gefängnis, verurteilt wegen schweren Schusswaffengebrauchs.

Seit 2008 arbeitet der 48-Jährige in Chicago für „Cure Violence“. Der „New York Times“ schildert er, wie seine Interventionen ablaufen. „Also, da ist eine Prügelei und derjenige, der verloren hat, geht los und will sich eine Waffe holen. Ich versuche sein Gemüt abzukühlen und ihn sein Gesicht wahren zu lassen.“ Er sage ihm: „Ich habe viele Prügeleien verloren. Am Ende bist du ein Aufstiegtyp, weil du gekämpft hast. Nur der Feigling geht los und holt eine Pistole.“

Studien in Baltimore, Chicago und New York zeigen, dass das Engagement von „Cure Violence“ die Anzahl von Schie-

ßereien und Schusstoten erheblich reduziert hat, teilweise bis zu 50 Prozent. Die Northwestern University untersuchte sieben Gemeinden. Das Resultat: Nachdem „Cure Violence“ aktiv wurde, sank die Zahl der Schießereien zwischen 41 und 73 Prozent.

Mittlerweile ist die NGO in 25 Städten in den USA und in Kanada aktiv. Ihr Konzept setzen Gruppen in Südamerika, Afrika und im Westjordanland um. In insgesamt 60 Ländern. Finanziert durch staatliche Zuwendungen und Privatspenden. Doch weil sich zahlreiche US-Kommunen in Budgetstreits verhakht haben, sind in den vergangenen Jahren die Etats für Projekte von „Cure Violence“ zusammengestrichen worden. Die Folgen: mehr Schießereien und mehr Opfer.

Corona verschärft die Lage. „Die Krise hat uns hart getroffen“, sagt Karen Volker von „Cure Violence Global“. „Treffen mussten gestrichen werden, Städte ihre Etats umschichten. Wir erwarten 2020 einen Ein-

nahmerückgang um eine Million Dollar.“ Die Interruptoren und Sozialarbeiter leisten nun doppelte Arbeit: die zunehmenden Spannungen entschärfen und Aufklärungsarbeit über Covid-19 leisten.

Doch es gibt auch positive Nachrichten. Als Corona in New York im Mai ausbrach, engagierte Bürgermeister Bill de Blasio vorübergehend 375 Sozialarbeiter von „Cure Violence“. Sie gaben Hygienetipps und erklärten auf der Straße, wie wichtig soziale Distanz ist. Auch das beruhigte die Gemüter.

Menschen wie der geläuterte Ex-Knacki Demeatreas Whatley von „Cure Violence“ werden Rassismus, soziale Ungleichheit und Frauenfeindlichkeit nicht beseitigen. Aber solange er und seine Kollegen in den Straßen von Crown Heights ihre Runden drehen, besteht die Chance, dass Jugendliche trotz widriger Lebensumstände ihren Platz im Leben finden.

Die Vize-Präsidentin von „Cure Violence Global“, Karen Volker, bringt die Erfahrungen ihrer Organisation im Kampf gegen Gewalt jedes Jahr bei einem internationalen Treffen von Friedensmachern ein, dem Global Peacebuilders Summit (www.global-peacebuilders.org). Der Gipfel wurde im Jahr 2015 von der Culture Counts Foundation, die auch das MUTmagazin herausgibt, initiiert.



Foto: Cure Violence Global

„Sozialwohnungen sind ein wertvolles Gut“

Explodierende Mieten machen das Leben schwer, besonders für Stadtbewohner. Dr. Orna Rosenfeld erforscht, was Regierungen und Kommunen tun können, um dem Preisanstieg entgegenzuwirken.



INTERVIEW
Michael
Gleich

FOTO
Robert
Rafai

→ Selbst recht gut Verdienende können es sich kaum noch leisten, in Städten wie London, Paris, Berlin oder Frankfurt zu leben. Woran liegt das?

← ORNA ROSENFELD: In den wirtschaftlich erfolgreichen Städten übersteigt die Nachfrage nach Wohnungen bei Weitem das Angebot. Die Folge: Mieten und Kaufpreise explodieren.

→ Die Stadt leidet an der eigenen Attraktivität?

← Die Mieten sind den Einkommen davongaloppiert. Das gilt für viele dieser sogenannten Globalen Städte. Mittlerweile können sich zehn Prozent der Europäer kaum mehr ihre Wohnung leisten. Dazu gehören selbst Familien, die früher gut mit ihrem Einkommen ausgekommen sind. Sie geben 40 Prozent oder mehr ihres Monatseinkommens für Miete aus. Das Geld fehlt in der Haushaltskasse beispielsweise für Essen, Kleidung oder Mobilität.

→ Paris, wo Sie arbeiten, gilt immer noch als Stadt mit magnetischer Wirkung.

← Ja, aber gleichzeitig geht die Schere zwischen Einkommen und Mieten immer weiter auseinander. Im Ballungsraum Île-de-France, zu dem Paris gehört, sind statistisch gesehen bereits 80 Prozent der Bevölkerung antragsberechtigt für eine Sozialwohnung. Eine globale Nachfrage treibt auch die Immobilienpreise in die Höhe.

→ Wie funktioniert dieser globale Wohnungsmarkt?

← Die weltweite Finanzkrise 2008 hat zusammen mit der Digitalisierung das Wohnungswesen stark verändert. Es wird immer einfacher, per Mausklick Immobilien irgendwo auf der Welt zu kaufen – ohne sie je besucht zu haben. Diese Durchlässigkeit ruft ganz neue Akteure auf den Plan.

→ Was ist denn falsch daran?

← Darunter sind leider auch Spekulanten, denen es nur darum geht, kurzfristige Gewinne zu machen. Der Zustand der Gebäude, die sie kaufen, ist ihnen egal. Diese „abwesenden Besitzer“ interessieren sich nicht für das Wohlergehen des Stadtviertels oder der Stadt, in der sie investieren.

→ Wie kann man dem entgegenwirken?

← Sowohl die nationalen Regierungen als auch die Städte müssen wieder den Mut fassen, den außer Rand und Band geratenen Markt zu regulieren. Im besten Interesse ihrer Bürger. Es sollte jeder Zugang zu anständigem und bezahlbarem Wohnraum bekommen. Der Staat sollte Investoren bevorzugen, die an langfristiger Entwicklung interessiert sind, die sich verantwortlich fühlen für die Stadt, in der sie ihr Geld anlegen, für deren Bürger, für die Umwelt.

→ In Berlin gilt seit 2015 die sogenannte Mietpreisbremse. Die einen sehen darin einen Schutz der Mieter gegen Wucher, die anderen eine Bremse für Neubauten, was die Preise erst recht ankurbeln würde. Wie sehen Sie diese Maßnahme?

← Zumindest ist das eine sehr klare Ansage an den Markt. Ein mutiges Experiment. Wie es ausgeht, wissen wir noch nicht. Aber wir brauchen genau diese politische Entschiedenheit, um die Explosion der Preise und die Wohnungsnot zu bekämpfen.

→ Sind mehr städtische und Genossenschaftswohnungen eine Lösung?

← Unbedingt. Viele europäische Länder wie England und die Niederlande haben eine mehr als 200-jährige Tradition im sozialen Wohnungsbau. In Deutschland begannen Genossenschaften schon Mitte des 19. Jahrhunderts für Arbeiter zu bauen. Heute sind zwei Millionen deutsche Wohnungen im Besitz von Genossenschaften. Diese Erfolgsgeschichte sollte man weiterschreiben.

→ Wien gilt als „Paradies für Mieter“. Warum eigentlich?

← In den 1920er Jahren begann die sozialdemokratische Stadtregierung ein gigantisches Wohnbauprogramm. Seitdem ist der Bestand an bezahlbaren Wohnungen immer weiter gewachsen. Heute sind mehr als 200.000 Wohnungen in städtischem Besitz. Hinzu kommt die gleiche Anzahl im Besitz von Genossenschaften oder öffentlich geförderten Wohnungsbaugesellschaften. Das Resultat: Mehr als 60 Prozent der Einwohner leben in günstigen Sozial- oder Gemeindewohnungen. Sie müssen fürs Wohnen prozentual viel weniger ausgeben als in anderen Städten.

→ Was hat Wien besser gemacht als andere Großstädte?

← Ein großer Bestand an Sozialwohnungen ist ein wertvolles Gut. Diesen Schatz hat die Stadt gehütet. Selbstbewusste Politiker widerstanden dem Druck der Deregulierung. Sie scheuen

ORNA ROSENFELD

ist Expertin für Stadtentwicklung, in ihren Worten „Global Advisor on Housing“. Ihre großen Themen sind bezahlbarer Wohnraum und die Erneuerung des Wohnmarktes. Sie hat an der Universität Westminster in London promoviert und lehrt heute an der Eliteuniversität Sciences Po in Paris. Rosenfeld berät weltweit Regierungen und internationale Institutionen wie die Weltbank und die Wirtschaftskommission für Europa bei den Vereinten Nationen (ECE) mit Sitz in Genf.

Beengtes
Wohnen
begünstigt
Corona.

sich nicht, eine segensreiche Tradition beizubehalten.
→ *Starkes öffentliches Engagement zeigt auch Zürich, eine Stadt, die eigentlich als sehr teuer gilt.*
← Ein Viertel der Wohnungen gehört entweder der Stadt oder gemeinnützigen Genossenschaften. Und das sollte auch so bleiben. Übrigens ein gutes Beispiel, wie die Städte in Europa voneinander lernen. Denn das 25-Prozent-Ziel stammt ursprünglich aus Großbritannien und es gilt auch in Frankreich.
→ *Die Corona-Krise hat schwerwiegende Folgen – auch für das Wohnen?*
← In dieser Zeit zeigt sich deutlich, wie wichtig der Zugang zu menschenwürdigen Wohnungen ist. Obdachlose sind während einer Pandemie äußerst gefährdet. Genauso Familien, die sehr beengt wohnen. Außerdem sollten Angehörige sogenannter systemrelevanter Berufe, beispielsweise Krankenpfleger, nicht anderthalb Stunden pendeln müssen, um zu ihrer Arbeitsstätte zu gelangen. Die erste

Verteidigungslinie gegen eine Pandemie ist das Gesundheitssystem, die zweite das Wohnungswesen.
→ *Was können Städte gegen eine weitere Verschärfung der Wohnungsnot tun?*
← Sie sollten ihren Bürgern den Zugang zu erschwinglichem, anständigem Wohnraum ermöglichen. Wenn sie einen Bestand an günstigen Wohnungen besitzen: Bitte nicht verkaufen! Im Gegenteil: Mit einem neuen Wohnungsbauprogramm würden außerdem die Bauindustrie angekurbelt und viele Jobs gesichert.
→ *Die Krise als Chance – ist das nicht ein frommer Wunsch?*
← Nein. Unsere Städte wurden immer als Antwort auf Katastrophen umgestaltet. In London und Paris beispielsweise als Reaktion auf die Pest, die durch beengte und unhygienische Wohnverhältnisse begünstigt worden war. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde massiv in Sozialwohnungen für eine verarmte Bevölkerung investiert. Meine große Hoffnung ist, dass wir jetzt diesen einzigartigen Moment nutzen, um die erstarrte Wohnungspolitik wieder in Bewegung zu bringen.

DIE
WIEDEKING
—STIFTUNG

FÖRDERT GEMEINNÜTZIGE PROJEKTE
IN DEN BEREICHEN

Soziales, Kultur und Wissenschaft

www.diewiedekingstiftung.de

Willkommen in MUTopolis

Von Mannheim über Washington bis Brasilia: Schon immer träumten Stadtplaner, Philosophen und Präsidenten von der idealen Stadt. Wir puzzeln sie aus weltweiten Modellprojekten zusammen, die bereits verwirklicht und nachgeahmt wurden.

TEXT
Tilman
Wörtz

ILLUSTRATION
Mirko
Röper



Luchtsingel-Brücke, Rotterdam

Eine sechsspurige Straße und eine Bahntrasse zerschnitten bis vor kurzem das historische Zentrum Rotterdams am stillgelegten Hauptbahnhof Hofplein. Viele Bürger wünschten sich die isolierten Viertel wieder verbunden. In dem Ideenwettbewerb „CityLab010“, der jedes Jahr von der Stadt ausgeschrieben wird, stimmten sie deshalb für den Bau einer 390 Meter langen Holzbrücke für Fußgänger und Radfahrer. Sie spendeten auch einen großen Teil des Geldes: Die Brücke Luchtsingel (übersetzt: Luftstraße) besteht aus 17.000 Holzplanken à 25 Euro mit den Namen ihrer Spender. Die knallgelbe Brücke ist eine der ersten öffentlichen Bauten weltweit, die durch Crowdfunding finanziert wurden.



Bosco Verticale, Mailand

„Senkrechter Wald“, Bosco Verticale, hat der Architekt Stefano Boeri seine zwei Hochhäuser in Mailand getauft. 9.000 Bäume und 2.000 Sträucher bieten Nistplätze und Nahrung für Vögel, binden Staub und produzieren Sauerstoff für die Bewohner. Ebenerdig angepflanzt bräuhete das Biotop einen Hektar Fläche. Ins Hochhaus integriert, dient der Wald Tieren als Verbindung zwischen Parks und Brachflächen der Stadt. Viele Bäume wurden speziell gezüchtet, denn sie dürfen nicht höher als neun Meter wachsen. Ganz billig sind die Mieten in den beiden Türmen nicht.



Prinzessinnengarten, Berlin

Es war einmal ein Platz mitten in Berlin, seit 60 Jahren voller Schutt und Müll, der die Stadt verschandelte... So könnte das Märchen

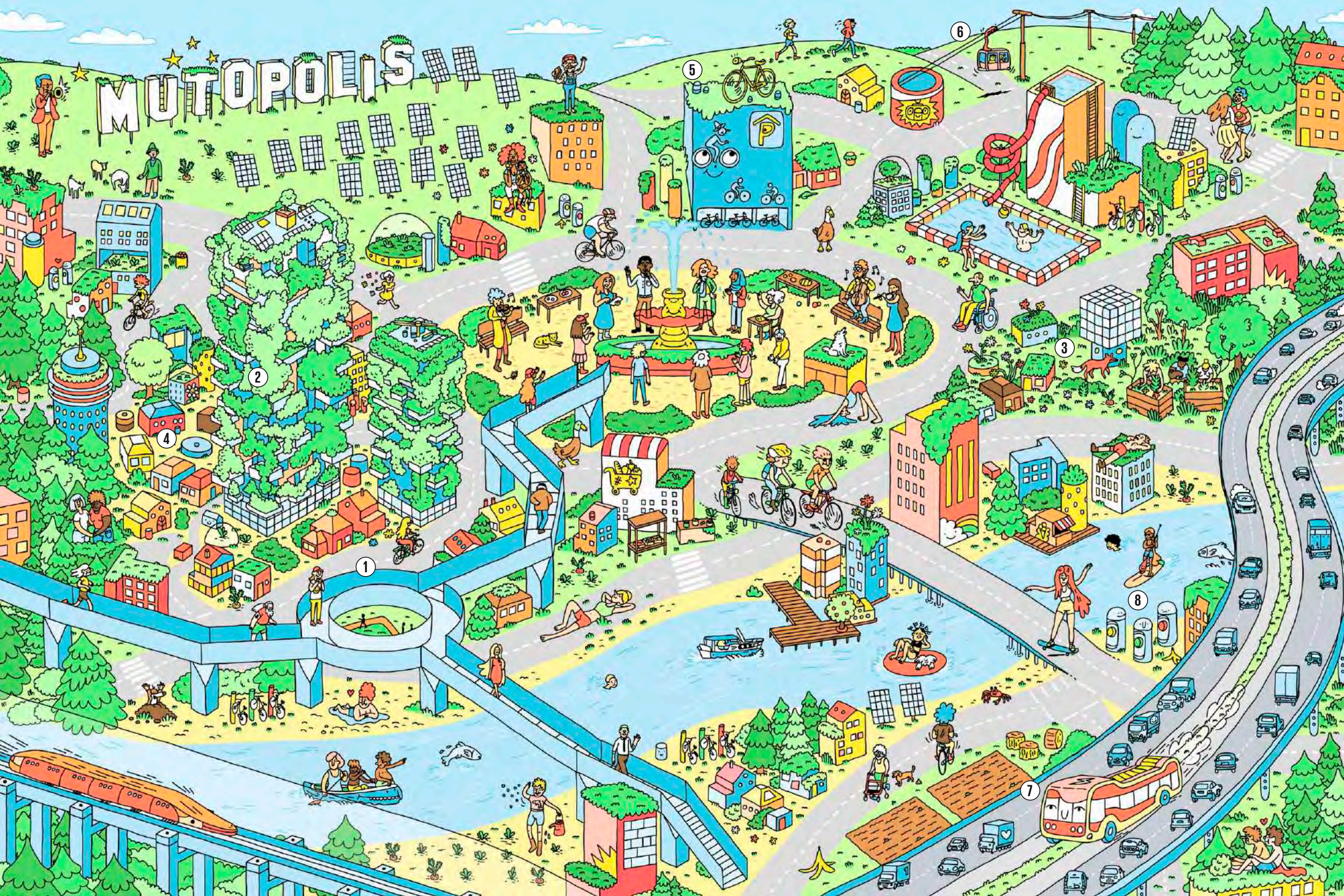
über ein kleines Paradies beginnen, das seit 2009 an die Kreuzberger Prinzessinnestraße grenzt. Heute wachsen am Moritzplatz Kohlrabi, Rüben und Salate, sammeln Bienen Nektar und genießen Besucher einen Espresso. Jeder kann mitgärtnern, die meisten Beete sind Gemeinschaftseigentum und im Café des Prinzessinnengartens verarbeiten Köche einen Teil des Gemüses. Karotten, Tomaten, Sellerie sprießen in Kisten und können jederzeit an einen anderen Ort transportiert und dort weiter kultiviert werden. 40 Ableger der Initiative gedeihen mittlerweile in Schulen, Kindergärten und Privathäusern. Der Prinzessinnengarten ist zu einem prominenten Beispiel für die Urban-Gardening-Bewegung geworden. Sie erlaubt Stadtmenschen die Selbstversorgung mit ökologisch angebauten Nahrungsmitteln.



Bahnstadt, Heidelberg

Ein Haus, das keine Heizung braucht? In Heidelberg nähert sich ein gesamter Stadtteil diesem Ziel. Fast 7.000 Menschen werden nach Fertigstellung der „Bahnstadt“ im Jahr 2022 in der größten Passivhaus-Siedlung der Welt leben. Ein Haus benötigt nur ein

Fotos: Ivan Kurmyshov / stock.adobe.com; Frans Blok / Shutterstock.com; Marco Clausen; Stephan / stock.adobe.com



MUTOPOLIS

2

4

1

5

6

3

8

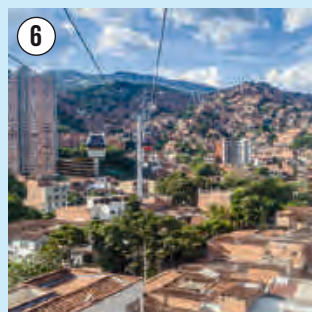
7

Drittel der Energie eines herkömmlichen Neubaus. Möglich machen das 30 Zentimeter dicke Dämmung, dreifachverglaste Fenster und ein ausgeklügeltes Lüftungssystem, das kaum Wärme entweichen lässt. Frische Luft strömt über Düsen in jedes Zimmer und wird dort durch die einfallenden Sonnenstrahlen, die Körperwärme der Bewohner und die Abwärme von Haushaltsgeräten oder Kerzen aufgeheizt – also zunächst ohne zusätzliche Heizenergie. Daher der Name „Passivhaus“. Dann wird die Luft wieder abgesaugt und ihre Energie in einem Wärmetauscher an hereinströmende Frischluft abgegeben. Die Mehrkosten für ein Passivhaus im Vergleich zu einem normalen Neubau betragen maximal fünf Prozent und amortisieren sich nach wenigen Jahren durch die geringeren Heizkosten. Die Stadt Heidelberg fördert Miete und Kauf von Wohnungen in der Bahnstadt. Delegationen aus aller Welt studieren das Modell. In China entstehen derzeit gleich drei Stadtviertel nach Heidelberger Vorbild – in noch viel größerem Maßstab.



Größtes Parkhaus für Fahrräder, Utrecht

Neben dem Bahnhof Utrecht können Reisende ihr Rad im weltgrößten Parkhaus für Fahrräder abstellen. Über 12.000 Räder haben unterirdisch auf drei Etagen Platz. Die ersten 24 Stunden sind kostenlos. Die Stadt reagiert damit auf Beschwerden von Radlern, dass die Stellplätze am Bahnhof immer überfüllt seien. Das bequeme Umsteigen vom Zug aufs Rad soll Pendler vom Autofahren abhalten und so Platz auf den Straßen schaffen.



Seilbahn „Metrocable“, Medellín

Eine Seilbahn überwindet Schluchten, Hügel und Flüsse – auch im kolumbianischen Medellín. Dort verbindet das „Metrocable“ seit 2004 die Armensiedlung Santo Domingo im Nordosten der Stadt mit dem Zentrum. So können auch Menschen mit wenig Geld am städtischen Leben teilhaben.

In immer mehr schnell wachsenden Metropolen helfen Seilbahnen, den Verkehrsinfarkt zu verhindern. In Kabinen durch die Luft zu rauschen, ist günstiger, als durch aufwändig gegrabene U-Bahn-Tunnel zu rasen, und umweltfreundlicher, als im Stau zu stehen. Seilbahnen transportieren bis zu 3.500 Personen pro Stunde in eine Richtung. Heute bauen oder planen auch Ankara, Mekka, Mexiko-Stadt, Lagos, Kampala (Uganda) oder Freetown (Sierra Leone) Seilbahnen.



Bus Rapid Transport-System, Curitiba

In der brasilianischen Metropole Curitiba sind Fahrspuren nur für Busse reserviert. So kommen Passagiere im Verkehr fast doppelt so schnell voran wie mit dem eigenen PKW. Das Bus Rapid Transport-System (BRT) bietet auch Vorteile gegenüber einer S-Bahn-Linie: Die exklusive Spur kann auf bestehenden Straßen rasch freigeräumt werden und kostet deutlich weniger. Curitiba hat 1974 als erste Stadt ein BRT eingeführt, gefolgt von Bogota, Istanbul, Zhuzhou, Ottawa, Vilnius oder Nantes. Die Stadtregierung von Paris plant, auf exklusiven Spuren nicht nur Bussen, sondern auch Elektroautos und Fahrgemeinschaften freie Fahrt zu gewähren.



„Rööri“ schluckt Müll, Helsinki

Mülltonnen sind Geschichte in Kalasatama, einem neuen Wohnviertel in Helsinkis alter Hafenmeile mit 20.000 Haushalten. Dort lassen Bewohner ihren Unrat vor der Haustüre wegsaugen, getrennt nach Bio-, Papier-, Plastik- oder Restmüll: Sie stecken den Müll in die entsprechende Luke an einer Sammelstelle ihres Quartiers. Motoren erzeugen im Röhrensystem einen Unterdruck und dadurch einen Luftstrom, der den Müll mit 70 km/h in unterirdisch aufgestellte Container saugt. Die Müllabfuhr macht um das Viertel einen großen Bogen. Genauso wie Gammeleruch und müllliebende Krabbeltiere. „Rööri“ haben die Finnen das Röhrensystem getauft. Der Restmüll soll künftig sogar direkt in einer Müllverbrennungsanlage verfeuert werden. Der schwedische Hersteller hat das System bereits an 600 Standorten in 30 Ländern installiert, von Helsinki über Dubai bis Peking. Jedoch nie zuvor in einer Dimension wie in Helsinki.

Fotos: picture alliance / Jochen Tack; Matyas Rehak / stock.adobe.com; picture alliance / dpa / Michael Kappeler; Yevhenii Kravchuk / Shutterstock.com



Wir legen Wert auf — REGIONALITÄT.

Die REWE Group hat die regionalen Sortimente in ihren Märkten in Deutschland und Österreich in den letzten Jahren stark ausgebaut. Langfristige Beziehungen mit Lieferanten in der Region bilden hierfür die Grundlage. Regionale Sortimente stärken heimische Landwirte und Betriebe, verkürzen die Transportwege, fördern die Saisonalität des Sortiments und tragen so zu einem geringeren ökologischen Fußabdruck bei.

Als Handels- und Touristikunternehmen sind wir jeden Tag ein Teil Ihrer Welt: beim Einkauf von Lebensmitteln, Heimwerker- und Gartenbedarf oder Ihrem nächsten Urlaub.

REWE-Lokalpartnerschaften | regional.rewe.de/regionalitaet
Bio-Helden | penny.de/erleben/eigenmarken/naturgut
Ich bin Österreich | penny.at/products/eigenmarken/ichbinoesterreich
BILLA Regional Regal | billa.at/sonderkapitel/seiten/regional-regal

REWE

nahkauf

PENNY.



Lekkerland

toom

BILLA

MERKUR

BIPA



Conway



TEXT
Julia
Macher

FOTOS
Eloisa
d'Orsi

Trip durch die smarteste Stadt des Planeten



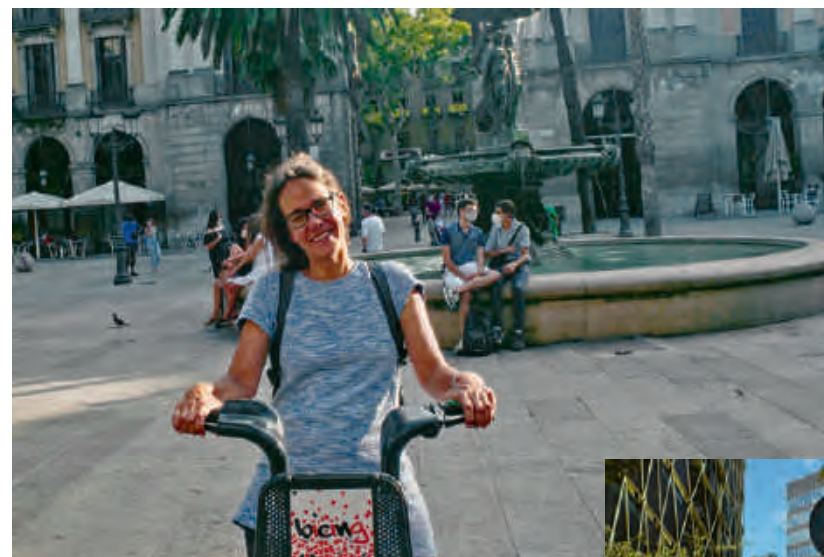
Barcelona sammelt massenweise Daten über Verkehr, Luftverschmutzung oder Strandbesuche – und gibt sie zurück an die Bürger. Oder? Julia Macher wollte wissen, wie es um ihre digitalen Rechte bestellt ist.

OBEN

Für ihre Recherchen nutzt Julia ein Fahrrad des Leihraddienstes Bicing.

RECHTS

Fahre ich auch wirklich die vorgeschriebenen 10 km/h? Alles wird registriert und abgespeichert.



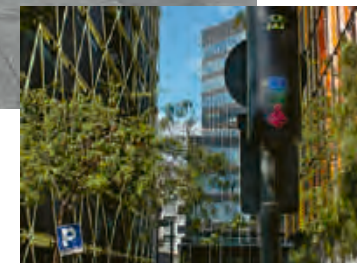
Was geschieht mit den Infos, die ihr schickes rot-weißes Fahrrad liefert? Julia will es vom Datenchef der Stadt Barcelona wissen.

Barcelonas Bürgermeisterin Ada Colau hat mir ein Versprechen gegeben: Meine Daten sollen mir gehören. Werden in Barcelona Daten erhoben, sollen alle Bürger mitbestimmen dürfen, für was sie genutzt werden. Ada Colau spricht von „Datensouveränität“ und „digitalen Bürgerrechten“. Ich lebe seit mehr als zehn Jahren in Barcelona und darf sogar wählen. Colaus Versprechen gilt also auch für mich. Doch hält sie es?

Um das zu prüfen, habe ich einen Termin im städtischen Datenbüro ausgemacht, das 20 Minuten mit dem Fahrrad von meinem Viertel aus entfernt liegt. Auf dem Weg dorthin sammle ich Daten für einen Test. Wie über Hunderttausend weitere Barcelonesen habe auch ich den städtischen Leihraddienst Bicing abonniert. Die App auf meinem Smartphone teilt mir den Standort der nächsten Station mit. Zwei Straßen weiter stehen noch drei Räder zur Verfügung. Ich mache mich auf.

Ich lege die Karte aufs Display der Fahrradstation. Eines der Räder wird entsichert. Meine Kundennummer und die Kenndaten des entliehenen Rades werden nun elektronisch an die Zentrale von Bicing übermittelt. Als der Service 2007 seinen Betrieb aufnahm, galt er als letzter technologischer Schrei. Inzwischen gehören die rot-weißen Räder ebenso zum Stadtbild wie Gaudís Sagrada Familia.

Bereits an der ersten Kreuzung fällt mir ein kleiner runder Videosensor über der Ampel auf. 12.500 solcher Sensoren gibt es in der Stadt, sie liefern Informationen zu Verkehr, Luftbelastung, Befüllung von Müllcontainern und zum Wetter. Meist hängen sie gut getarnt an Laternenpfählen oder verstecken sich im Asphalt, wie unter der Spielstraße in dem ver-



Viele Ampeln sind mit Videosensoren ausgestattet. Sie liefern Daten zum Verkehr, zur Luftverschmutzung und zum Wetter.

kehrsberuhigten Quartier ein paar hundert Meter weiter.

Zwei Mädchen hüpfen auf der Straße konzentriert durch ein auf den Boden gepinseltes „Himmel und Hölle“-Spiel. Von der Hightech unter ihren Füßen nehmen sie keine Notiz. Die Sensoren messen die Zahl der täglich durchfahrenden Autos und ob sich die Fahrer an das vorgeschriebene Schritttempo halten. Die Stadt möchte durch die Messung wissen: Funktioniert die Ver-

kehrsberuhigung? Wenn ja, will sie auch weitere Straßen beruhigen.

Ein lauer Wind weht, die Luft ist klar: schönstes Sommerwetter. Ich mache einen Abstecher in den Stadtpark, radele weiter zum Strand. Der Eindruck trügt nicht. Die Luftmessstation im Parc de la Ciutadella ermittelt laut der Internetseite des Umweltamtes sieben Mikrogramm Stickstoffdioxid und 86 Mikrogramm Ozon pro Kubikmeter Luft. Das liegt deutlich unter den europäischen Grenzwerten. Dank der 18 Videosensoren entlang der Strandpromenade und den Messgeräten der Hafenbehörde kann ich auch die Informationen zum Strand online einsehen: Das Wasser ist angenehme 25 Grad warm und sauber. Die meisten Badenden haben ihr Handtuch am Barceloneta-Strand ausgebreitet, an der Platja de Llevant, drei Kilometer nordöstlich, könnte ich noch ein Plätzchen finden.

Die Recherche kostet mich nichts, denn ich habe mich von unterwegs in das städtische Wifi-Netz eingeloggt. Am Park, am Strand, in der Altstadt: Überall markieren Schilder mit einem blau-weißen Logo die Gratis-Spots. Diesen Service bieten inzwischen viele Städte, aber Barcelona hat damit bereits 2013 angefangen und auch gleich ein 500 Kilometer langes und leistungsfähiges Glasfasernetz für den G5-Standard verlegt. Ziemlich smart, meine Stadt. Aber erfüllt sie auch den anderen Teil des Versprechens? Legt sie mir Rechenschaft ab? Was macht sie zum Beispiel mit all dem, was der Leihrad-Service Bicing über mich weiß?

Ich komme an dem Datenbüro in der Straße Avinyó im gotischen Viertel an. Die schlichten, weißgetünchten Räume könnten ebenso gut eine Volkshochschule oder eine Steuerberatung beherbergen. Ein paar Laptops stehen auf aufgeräumten Schreibtischen. Màrius Boada i Pla, der oberste Datenbeauftragte der Stadt, ist kein Computer-Nerd mit Hackeraura, sondern ein älterer Herr mit Vollbart, der mich rasch beruhigen kann. „Uns interessieren keine persönlichen Informationen, sondern nur Daten, die etwas über die Stadt und ihre Nutzung aussagen“, sagt er und führt mich ins Büro. „Davon aber wollen wir den Bürgern so viel wie möglich zur Verfügung stellen.“

Boada klappt seinen Laptop auf: Im Open-Data-Katalog der Stadt finden sich



Besuch beim obersten Datenschutzbeauftragten der Stadt. Der bärige Marius Boada i Pla versichert: „Uns interessieren keine persönlichen Daten. Nur das, was etwas über die Stadt aussagt.“

472 Datensätze, thematisch geordnet von Sammelstellen für Altkleider oder Weihnachtsbäume über Covid-19-Infektionen bis zu Luftqualität. Auch die Stickoxidwerte im Parc de la Ciutadella finde ich in dem Katalog wieder – eingereiht in endlose Zahlenkolonnen. Ich könnte auch online auf den Katalog zugreifen, ohne die Hilfe des Datenchefs Boada. Doch sagen mir die Kürzel und Ziffern wenig. Erst Entwickler können aus diesen Rohdaten verständliche Apps oder Visualisierungen schaffen wie ja auch das Umweltamt, über dessen Webseite ich unterwegs die Luftqualität prü-

fen und verstehen konnte. Dutzende App-Entwickler haben bereits die Daten aus dem Katalog der Stadt aufgearbeitet. „Anem a l’escola“ etwa zeigt mir, in welchen Schulen in der Nähe ich meinen Sohn einschulen könnte. Und auf „Arbres de Barcelona“ lerne ich, welche Baumarten in welcher Straße blühen – gerade für Allergiker eine wichtige Information.

„Daten sind eine Ressource wie Luft, Licht, Wasser: Alle müssen Zugang zu ihnen haben“, sagt Boada. „Es darf nicht sein, dass Google, Facebook und Co. mit ihnen ein Milliarden-geschäft machen – ohne der Gesellschaft etwas zurückzugeben.“ Mit solchen Kampfansagen an die Tech-Giganten hat Barcelona weltweit für Aufmerksamkeit gesorgt. Doch wie holt man sich von ihnen die Daten zurück?

Boada lächelt verschmitzt, antwortet dann knapp: „Durch Verträge.“ Bei öffentlichen Ausschreibungen sind Klauseln zur Datennutzung inzwischen Teil des Geschäfts. Als Vodafone den Zuschlag für die Diensthandys der städtischen Angestellten bekam, stellte die Firma der Verwaltung dafür im Gegenzug anonymisierte Daten aller Kunden zur Verfügung. Da der Telefonanbieter weiß, wie viele seiner Kunden sich wann und wo in Barcelona ins Netz eingewählt haben, kann er über seine Marktquote hochrechnen, wie viele Menschen sich dort insgesamt befinden und woher sie kommen. Die Stadt wiederum kann anhand solcher Daten den öffentlichen Nahverkehr genauer takten. Ähnliches gilt für den Radverleih Bicing: Weiß die Stadt, wohin wie viele wie oft fahren, kann sie Radwege und Ampelschaltungen besser planen. Auch mit Strom-, Was-

ser- und den Anbietern von EC- und Kreditkarten-Terminals will die Verwaltung solche Verträge abschließen.

„Wenn wir diese Daten nicht selbst haben, dann müssen wir sie kaufen. Und das wäre schlecht.“ Denn das kostet nicht nur Geld, sondern schafft Abhängigkeiten – von Google, Facebook, Amazon und anderen Big Data-Sammlern.

Allerdings machen Offenheit und Transparenz nicht immer Sinn. Das hat die linksalternative Stadtregierung ausgerechnet bei einem Thema erfahren, das sie sich besonders auf die Fahne geschrieben hat: dem Kampf gegen illegale Ferienwohnungen. Über eine Suchmaschine konnten Touristen bislang kontrollieren, ob ihr Wunschdomizil in Barcelona eine ordnungsgemäße Lizenz

hatte. Mit dem Beginn des spanischen Corona-Lockdowns wurde reihenweise in leerstehende Appartements eingebrochen, denn die Einbrecher konnten sich ja nun sicher sein, dass keine Touristen eingemietet waren. Die Suchmaschine musste abgestellt, der Datensatz mit den Lizenzen aus dem Netz genommen werden. „Die Bösen sind uns leider oft einen Schritt voraus“, sagt Boada.

Als ich mich zum Mittagessen in ein kleines Altstadtlokal setze, schwirrt mir der Kopf: Wie viel Transparenz ist eigentlich gut und richtig? Habe ich als Bürgerin wirklich die Hoheit über meine Daten?

Zum Bezahlen lege ich meine Kreditkarte aufs Terminal am Tresen. Letztlich geht es um die Frage, wem ich eher vertraue: dem Terminalbetreiber, der nun meine Vorliebe für grüne Bohnen in Tomatensauce kennt und dieses Wissen womöglich an Dritte verkauft, – oder der Stadt, die an diesen Informationen vielleicht eines Tages ablesen kann, in welchen Vierteln das Geschäft nach der Corona-Krise wieder anläuft? Das Gerät piepst. Entziehen kann ich mich dem Zugriff nicht. Aber wenn meine Daten nicht nur Privatfirmen, sondern auch der Verwaltung zugänglich gemacht werden, haben sie vielleicht einen echten Nutzen. Gefällt mir nicht, was die Stadtregierung daraus macht, kann ich sie immerhin abwählen. Ganz souverän, als Bürgerin.

„Die Bösen sind uns leider oft einen Schritt voraus.“



ABB FORMULA E | MORE THAN A RACE

For smarter cities and smarter mobility.
We're drivers of progress.



Für die Region und die nächste Generation: Die BW-Bank Initiative für Nachhaltigkeit.

Unsere nachhaltigen Anlage- und Finanzprodukte berücksichtigen nicht nur eine gute Rendite, sondern auch ökologische und soziale Aspekte. Denn was gut für Ihre Finanzen ist, kann auch gut für die Umwelt sein.

Matthias Felscher
Telefon 0711 124-73425
matthias.felscher@bw-bank.de

www.bw-bank.de/nachhaltigkeit

Privates Vermögensmanagement
Ein Unternehmen der LBBW-Gruppe

BW BANK



DIE STADTMACHER

Früher waren sie gefeierte Repräsentanten. Heute können sie sich oft nur noch mit Polizeischutz bewegen. Sechs Bürgermeister erzählen, wie sie für ihre Stadt kämpfen und dass Aufgeben für sie kein Thema ist.

TEXT Rike Uhlenkamp FOTOS Christoph Püschner



In der Nicolaikirche haben schon viele Menschen um Freiheit und Toleranz gebetet. Hier holt sich auch das Leipziger Stadtoberhaupt Kraft und Trost. „Ich bin überwältigt von der Dimension des Hasses, den ich erleben muss.“

BURKHARD JUNG

zeigt als Oberbürgermeister von Leipzig klare Kante gegen Hass und Hetze.

Zwei Drittel aller Bürgermeister werden regelmäßig verleumdet, angepöbelt und bedroht. Fast jeder Zehnte wurde körperlich angegriffen. Amtsträger leben hierzulande in Gefahr: Zerstoche Autoreifen, Messerangriffe, Schüsse auf ihr Büro gehören zum Berufsrisiko. Vorläufiger Höhepunkt: der mutmaßlich rechtsextremistisch motivierte Mord an dem Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke. „Erst kommen Worte, dann Taten“, sagt Burkhard Jung (SPD) und warnt: „Wenn die kommunale Ebene angegriffen wird, bedroht das unsere Demokratie.“

Seit der Flüchtlingsdebatte 2015 ist der Ton auch in Leipzig rau geworden, wo Jung seit 2006 regiert. „Da entzündete sich der Hass wie in einem Pulverfass.“ Dass Sachsen ein Problem mit Rechtsradikalen hat, wusste er, „doch von der Dimension war ich überwältigt“. Flüchtlingsunterkünfte wurden in Brand gesetzt, Migranten angegriffen. Unbekannte schmierten auf einen Baucontainer in der Innenstadt einen Galgen und den Spruch: „OB Jung, wir kriegen dich“. Trotz Polizeischutz hatte er Angst um seine Familie, doch anders als viele seiner Amtskollegen entschied er sich, die Drohungen öffentlich zu machen. Auch als im Sommer 2019 zwei Kitas aus Rücksicht auf muslimische Kinder auf Schweinefleisch verzichten wollten und bedroht wurden, wandte er sich mit einem emotionalen Facebook-Post gegen die rechte Hetze. „Schweigen ist die falsche Strategie.“

Jung zeigt jede Drohung an. In Zukunft dürfte das von mehr Erfolg gekrönt sein: Ein neues Bundesgesetz verpflichtet Anbieter sozialer Netzwerke, Morddrohungen und strafbare Inhalte an das Bundeskriminalamt zu melden. Auch IP-Adressen der Täter müssen sie weitergeben. Kommunalpolitiker genießen nun wie andere Abgeordnete besonderen Schutz gegen üble Nachrede und Verleumdung. „Unsere öffentliche Diskussion hat viel bewegt“, sagt Jung. „Wir müssen Rassismus widersprechen – immer und überall!“



Mit 21 Jahren wurde Susanna Tausendfreund bereits in den Pullacher Gemeinderat gewählt. Neue Energien schöpft sie im Wald, der ihr Lebens-thema ist.

SUSANNA TAUSENDFREUND

baut in Pullach die Erdwärme aus, schützt den Wald und fördert bezahlbares Wohnen.

Im konservativen Speckgürtel von München sorgte die Grünen-Politikerin vor sechs Jahren für eine Überraschung: Sie verdrängte den CSU-Mann aus dem Pullacher Bürgermeisteramt. Ihr Erfolg kam nicht von ungefähr: Schon als 21-Jährige saß sie als einzige Grüne und eine von wenigen Frauen im Gemeinderat. Dort kämpfte die studierte Juristin für den Einsatz der Geothermie. Mit Erfolg: Seit 15 Jahren fördert die Gemeinde heißes Wasser aus der Tiefe und deckt damit per Fernwärme die Hälfte des Pullacher Wärmebedarfs. „Das ist ein großer Schritt Richtung Klimaschutz“, sagt Tausendfreund, die sich freut, dass in Pullach die Kohlenstoffdioxid-Emission pro Kopf um 1,8 Tonnen niedriger liegt als im Bundesdurchschnitt. Jetzt plant sie, ganz Pullach mit Geothermie zu versorgen, und sicherte dafür Förderflächen außerhalb der Gemeindegrenze. Sogar der große Nachbar München will Erdwärme von hier beziehen und beteiligt sich an den Investitionen. „Das wird ein gemeinsames Projekt, das auch finanziell für Pullach interessant ist.“

Die Bürgermeisterin landete noch einen weiteren Coup: Pullach kaufte ein 56 Hektar großes Stück Isartalwald, das zu mehr als der Hälfte jenseits der Gemeindegrenze liegt. So ist es dem Zugriff von Spekulanten entzogen und kann in Zukunft als Ausgleichsfläche für eigene Bauvorhaben der Gemeinde dienen. Der geht es mit ihren rund 9.000 Einwohnern finanziell gut. Doch es fehlen auch hier bezahlbare Wohnungen. „Unsere Kitas finden keine Mitarbeiter, weil die es sich nicht leisten können, in Pullach zu wohnen“, klagt sie. Also hat sie zwei kommunale Bauprojekte gestartet, durch die 43 günstige Wohnungen entstehen. Die Bürger scheint ihre Politik zu überzeugen: Im März wurde sie wiedergewählt.





TORSTEN PÖTZSCH stemmt sich in Weißwasser gegen Abwanderung, Hass und Spaltung – auf unkonventionelle und couragierte Art.

Wer nach Weißwasser ziehen will, sollte ihn anrufen – eine speziell für Neubürger und Rückkehrer freigeschaltete Telefonleitung führt direkt ins Büro des parteilosen Bürgermeisters. Oft kümmert er sich persönlich um Arbeit, Wohnung oder Kindergartenplatz für die Neuen. Er kämpft um jeden. Die Bevölkerung hat sich seit dem Mauerfall mehr als halbiert, auf etwa knapp 16.000 Einwohner. Dagegen tritt er an, seitdem er 2004 mit Freunden die Wählervereinigung „Klartext“ gegründet hat und 2010 gegen alle etablierten Parteien die Bürgermeisterwahl der Kleinstadt im Nordosten Sachsens gewann. Trotz des Postens ist er sich treu geblieben, trägt noch immer seine schulterlange lockige Mähne und legt als DJ gerne Reggae, Ska und Indie-Rock auf. Dabei gehören Beleidigungen und Drohungen zu seinem Alltag. Unbekannte lösten im vergangenen Jahr die Radmuttern seines Autos. Doch Pötzsch zog sich nicht zurück, ging in die Offensive und rief die „Gerüchteküche“ ins Leben: Dafür stellt er sich seither

auf dem Marktplatz den Fragen und der Kritik seiner Bürger, rückt Lügen und Gerüchte zurecht, die über ihn oder städtische Projekte kursieren. „Viele Menschen wissen gar nicht, wie Kommunalpolitik überhaupt funktioniert.“ Für seinen Einsatz gegen Hass und Spaltung wurde er 2020 von der Deutschen Nationalstiftung ausgezeichnet. Viele Wähler bevorzugten bei den letzten Kommunalwahlen allerdings eine andere Art von nationaler Gesinnung: 22 Prozent stimmten für die AfD. Weißwasser, das im Lausitzer Braunkohlerevier liegt, hat bereits einen Strukturbruch hinter sich. Als nach der Wende die weltbekannten Fabriken der Glasindustrie schließen mussten, wurden viele Menschen arbeitslos. Auch Pötzschs Eltern. Bis 2038 wird nun mit dem Kohleausstieg auch die letzte große Industrie aus der Region verschwinden. „Wenn wir es nicht schaffen, den Menschen eine Perspektive zu bieten, werden sie unsere Region verlassen oder sich unter Umständen extremistischen Gruppierungen zuwenden.“



Der couragierte Kommunalpolitiker kämpft um Arbeit, Wohnung, Kita-Plätze. Pötzsch legt Wert auf Sichtbarkeit und lässt sich überall in seiner Stadt blicken – wie hier im Soziokulturellen Zentrum Telux.



BARBARA LUDWIG, Oberbürgermeisterin von Chemnitz, profiliert ihre Stadt als Standort für Industrie und Wissenschaft.

Eigentlich wollte Barbara Ludwig nicht Politikerin werden. Nach der Wende gründete die Grundschullehrerin mit einer Bürgerinitiative das Chemnitzer Schulmodell, eine staatliche Ganztagschule, in der selbstbestimmtes Lernen im Fokus steht. Um ihr Modell zu schützen, ging sie in die Politik, wurde Kulturdezernentin in Chemnitz und später sächsische Wissenschaftsministerin. Seit 2006 regiert die Sozialdemokratin ihre Heimatstadt als erste Frau in diesem Amt und alleinerziehende Mutter.

Zehntausende verließen nach der Wende die Stadt, inzwischen ist die Abwanderung gestoppt. „Wir mussten gute Argumente schaffen.“ Seit ihrem Amtsantritt hat Chemnitz mehr als 230 Millionen Euro in Kitas und Schulen investiert. Ein weiterer Vorteil: Die Mieten sind niedrig. „Wir sind familienfreundlich, Kinder haben gute Chancen“, sagt Ludwig. „Sie sind unsere Fachkräfte der Zukunft.“ Und die werden gebraucht: Die Industrie hat wieder Fuß gefasst, mehr als 600 mittelständische Unterneh-

men haben sich in Stadt und Umland angesiedelt. „Ohne unsere Universität hätten es viele nicht geschafft.“ Neben der Uni gibt es zwei Fraunhofer-Institute. Ein Technologiezentrum unterstützt Unternehmen und fördert Start-ups.

Trotzdem verbinden viele die Stadt mit rechten Ausschreitungen, wie im August 2018. Nach einer tödlichen Messerattacke auf einen Chemnitzer, für die ein Syrer später verurteilt wurde, zogen Rechtsextreme durch die Straßen. Bilder von Migranten gingen um die Welt, die vor grölenden Neonazis um ihr Leben rannten. Für Ludwig die schlimmste Zeit im Amt. „Chemnitz gilt jetzt als die Stadt mit den Hitlergrüßen vor dem Karl-Marx-Kopf. Die Bilder sind nicht schnell wegzukriegen. Wie die Stadt nun dasteht – das tut mir weh.“ Bei der Wahl im Herbst tritt sie nach 14 Jahren nicht mehr an. Vielleicht arbeitet sie wieder als Grundschullehrerin. Denn: „Bildung ist der wichtigste Rohstoff unserer Gesellschaft.“



Als Lehrerin hat Barbara Ludwig begonnen und hält den Beruf immer noch hoch: „Unsere Kinder sind die Fachkräfte der Zukunft.“ Nicht alle haben in der Schule aufgepasst: „Hitlergrüße vorm Karl-Marx-Kopf – das tut mir weh.“



Er solle sich um Probleme vor Ort kümmern statt um Geflüchtete, warfen Kritiker Oliver Junk vor. Der erkannte den Bedarf an Arbeitskräften bei lokalen Firmen wie diesem Autozulieferer-Betrieb.

OLIVER JUNK sieht Geflüchtete als Gewinn für Goslar, trotz aller Kritik und Häme.

Als die Zahl der Geflüchteten ab Spätherbst 2014 anstieg, fragten viele Bürgermeister, wie all die Ankommenden untergebracht und integriert werden können. Oliver Junk (CDU) hingegen hieß sie willkommen, weil er erkannte, dass seine Stadt von ihnen profitieren würde. Denn Goslar schrumpft. Immer mehr der 50.000 Einwohner wandern ab, darunter viele junge Menschen, jedes Jahr sterben mehr Bürger als geboren werden. „Es ist doch absurd, dass sie in Göttingen Unterkünfte für Geflüchtete bauen müssen, während hier Wohnungen leerstehen“, sagte Junk damals. Seine Haltung erregte Aufsehen: Medien in aller Welt berichteten über ihn. Unternehmen boten Praktikumsplätze und Sprachkurse an. Aber er wurde auch heftig angegriffen. Er sei ein begnadeter Selbstvermarkter und solle sich lieber um Probleme vor Ort kümmern, hieß es, er leide an Wahnvorstellungen, schimpften andere. Doch Junk blieb bei seiner Linie, selbst als der Landkreis beschloss, dass Goslar keine weiteren Geflüchteten aufnehmen darf. Wenn Geflüchtete gut ausgebildet würden, hielt er dagegen, seien sie ein Gewinn und könnten vor allem in mittelgroßen Städten wie Goslar gut integriert werden. „Man kennt sich hier“, sagt er und stellte eine Integrationsbeauftragte ein, die bei Behörden gängen begleitet und Veranstaltungen organisiert. Inzwischen springen ehemalige Geflüchtete als Dolmetscher ein. „Frauen und Männer, die in ihrer Not zu uns gekommen sind, engagieren sich nun für unsere Gesellschaft.“ Denkt er an die Kritik seiner Kollegen damals, wird er wütend: „Die wirkten als Brandbeschleuniger, als sie davon sprachen, Geflüchtete in Bussen zu Merkel zu fahren.“ Das wohlhabende Deutschland habe die humanitäre Pflicht zu helfen. „Es hätten noch mehr Bürgermeister so reagieren müssen wie ich. Doch viele haben sich weggeduckt. Sich für Geflüchtete stark zu machen, ist kein Gewinnerthema.“





ULF KÄMPFER hat nie ein Auto besessen. Wenn es nach ihm ginge, würden alle Kieler Rad fahren. Deshalb baut er die Stadt um.

Kiel ist die einzige Landeshauptstadt, die am Meer liegt. Einerseits schön. Verkehrsmäßig ist das Wasser aber ein Fluch. Wie ein Keil schiebt sich die Förde, eine siebzehn Kilometer lange Bucht, in die Stadt und teilt sie in ein westliches und ein östliches Ufer. Der Nahverkehr rund um den Keil beschränkt sich auf Bus und Fähre, ihr Anteil an allen zurückgelegten Wegen liegt bei nur zehn Prozent. Die meisten Kieler und mehr als 60.000 Pendler fahren Auto, weshalb die Stadt mit einer hohen Abgasbelastung kämpft. Der zentrale Theodor-Heuss-Ring wird an Werktagen von bis zu 100.000 Autos und Lkw genutzt. „Kiel wurde als Autostadt gebaut“, sagt Ulf Kämpfer (SPD). Seit seinem Amtsantritt vor sechs Jahren hat er sich zur Aufgabe gemacht, die Bevorzugung von Autos zu beenden. „Wir schaffen jetzt attraktive Alternativen für Radfahrer und für den öffentlichen Nahverkehr.“ Überall in der Stadt weichen Autospuren breiten Radwegen. Vor 35 Ampeln gehört den Radlern sogar die ganze Fahrspur, dort

dürfen sie vor Autos und ihren Auspuffen auf Grün warten. 2019 wurde eine fünf Kilometer lange Rad-schnellstraße auf einer ehemaligen Güterzugtrasse fertiggestellt, quer durch die Stadt, für Kämpfer ein „Leuchtturmprojekt“ auf dem Weg zur Fahrradstadt. Statt wie bisher 17 Euro, steckt Kiel ab 2020 jährlich 30 Euro pro Person in die Rad-Infrastruktur. In Berlin zum Beispiel sind es gerade mal 9 Euro. Der Gemeinderat zieht mit. Und jetzt wurde das „Ein-Euro-Ticket“ beschlossen: Für 365 Euro im Jahr darf jeder ab 2023 mit allen Bussen und Fähren fahren. Kiel rüstet Busse mit Elektromotoren und Fähren mit Hybridantrieb aus und baut Europas größte Landstromanlage, damit Kreuzfahrtschiffe und die großen Fähren nach Skandinavien ihre stinkenden Dieselmotoren im Hafen abstellen. Ulf Kämpfer sieht im Klimawandel ein Problem, das für seine Kommune auch zur Existenzfrage werden kann: „Steigende Meeresspiegel und extreme Stürme treffen unsere Stadt besonders hart!“



Der Klimawandel ist für Kiels Oberbürgermeister Ulf Kämpfer das Thema des 21. Jahrhunderts. Er lebt mit Frau und Sohn in einem Haus mit Kompost-Toilette am Rande Kiels.



Next Generation Mobility

Wir machen den E-Antrieb zukunftssicher und alltagstauglich.



EVplus heißt unsere neue Generation vollintegrierter Plug-in-Hybridantriebe von ZF. Mit nur einer Batterieladung und mehr als 100 km rein elektrischer Reichweite deckt EVplus den täglichen Bedarf der meisten Familien und Berufspendler ab. Und wenn's dann doch mal weiter geht? Kein Problem. Da EVplus mit einem Verbrennungsmotor kombiniert ist, hat man das Beste aus zwei Welten und kann somit auch weitere Strecken entspannt abdecken. Und nebenbei trägt man noch zur erheblichen CO₂-Reduzierung bei. [zf.com/emobility](https://www.zf.com/emobility)

see. think. act.





Oben

160 Termine, zehn Anträge, drei Anfragen. Thomas Gönner vor einer Ratssitzung im Kongresszentrum Baden-Baden.

Unten

Corona-maskiert. Mit einem Golf Plus hetzt Gönner von Termin zu Termin. Hier auf einer Demo gegen Rechts in Karlsruhe.

Große Politik im Kleinen

TEXT
Jan Rübel

FOTOS
Uli
Reinhardt

Von Fridays for Future in den Stadtrat von Baden-Baden: Wie der 20-jährige Thomas Gönner dort für eine bessere Welt kämpft. Protokoll eines politischen Einstiegs.

Leichtsinn ist ein Vorrecht der Jugend, heißt es, aber in diesem Moment ist er ein Privileg der Alten. Ein 70-jähriger Lokalpolitiker meldet sich zu Wort – hier im Gemeinderat Baden-Badens, es geht um die Frage, ob Sitzungen auch live übers Internet übertragen werden sollen. Mehr Transparenz soll das bringen, hatte ein Antragsteller aus der letzten Reihe begründet, das Interesse an Politik speziell bei jungen Menschen erhöhen. Doch dann der Auftritt eines SPD-Seniors weiter vorn: „Livestreaming verursacht Klimaprobleme.“

Thomas Gönner, 20, schüttelt über dieses Gegenargument den Kopf. Der Antrag, den er gestellt hat, soll nicht klimafreundlich sein? Der Erwerb einer Kamera und das bisschen Strom für mehr Transparenz und Bürgernähe? Seit knapp einem Jahr sitzt er für die Grünen im Gemeinderat. 160 Termine hat er seitdem absolviert, zehn Anträge und drei Anfragen gestellt, 1.500 Mails geschrieben. „Das wird von Fachleuten sehr kritisch gesehen“, raunt der SPD-Senior über Livestream weiter und setzt sich. Peng. „Unnötig viel Geld“, heißt es vom CDU-Rat Ansgar Gernsbeck, 57. Zack. Und Kurt Hermann von der AfD, 57, fragt: „Wer schaut sich denn unsere langweiligen Sitzungen an?“ Wumm. Antrag abgelehnt. Gönner fühlt sich für einen Moment steinalt.

Gerade die Angst vor dem ökologischen Kollaps hat ihn in die Politik getrieben, war in ihm gewachsen, seit er mit zehn Jahren täglich die „tagesschau“ schaute und sich irgendwann fragte, wo der Schnee im Winter blieb. 2018 zog er schließlich auf die Straße. Die ersten Demos von „Fridays for Future“ in Baden-Baden hat er mitorganisiert, dann der Entschluss: Die Rettung der Welt beginnt im Kleinen, in der eigenen Kommune. Seinen Straßenwahlkampf bestritt er neben dem schriftlichen Abi, nun ist er jüngster Rat Baden-Badens; der zweitjüngste ist 20 Jahre älter. Von den 40 Räten sind derzeit drei unter 40 Jahren, nur 25 Prozent sind Frauen. Die Stadtstruktur spiegelt sich darin kaum.

Tagesordnungspunkt 5, Gönner eilt zum Mikro, setzt seine Maske ab. „Diese Resolution ist kein gigantischer Schritt, sondern ein symbolischer“, begründet er den nächsten Antrag, Baden-Baden

zum sicheren Hafen für Geflüchtete zu erklären und sich dem Bündnis „Seebrücke“ anzuschließen, welches sich gegen die Kriminalisierung von Seenotrettung engagiert. Seine Stimme ist tief, knarzt und wirkt überlegt. Dennoch hagelt es wieder Widerspruch.

„Ein Signal an die Schlepperbanden“, sagt ein Mann von der CDU. „Nicht zuständig“, bescheidet ein Freidemokrat. Und von den Rechtspopulisten heißt es knapp: „Es ist aus Sicht der AfD alles gesagt worden.“ Ruhig hört sich Gönner diesmal alles an, den Rücken durchgestreckt, eine Regung verrät sein Gesicht nicht. Nur die ohnehin kleinen Augen verengen sich zu einem Schlitz.

Baden-Baden erscheint auf den ersten Blick wie ein sicherer Hafen, satt, sonnt sich mit Thermalbädern, Casino und Galopprennbahn unter Attributen wie „kleinste Weltstadt“ oder „Sommerhauptstadt Europas“ – was indes ein paar Adelsgenerationen her ist. Gemessen an der Millionärsdichte und dem Durchschnittsalter liegt die Kurstadt noch immer in Baden-Württemberg an erster Stelle. Andererseits spreizt sich die soziale Schere, gibt es sozialen Wohnungsbau am Rand, die Geringverdiener, welche die Hotels, Restaurants und Seniorenresidenzen am Laufen halten; und von den 53.000 Einwohnern sind 8.000 Schüler. Die repräsentiert im Gemeinderat am ehesten: Thomas Gönner, jetzt im Freiwilligen Sozialen Jahr (FSJ) in einer Kita und parallel Student der Politikwissenschaft an der Fernuni Hagen. Ein rascher Dreivierteltakt be-

Immer ein Ohr für die Kleinen. Thomas Gönner macht ein „Freiwilliges Soziales Jahr“ in der Kita Winden.



„Die Kita ist ein krasser Ausgleich zur Politarbeit.“

stimmt die Tage seiner 60- bis 80-Stunden-Woche. Um sieben in der Früh verscheucht einsames Kirch-
turmläuten eine schwarze Katze in Varnhalt, dem
südöstlichsten Zipfel Baden-Badens, als Gönner mit
einem Becher der Grünen in der Hand aus einem
weißen Wohnhaus tritt. Dessen Dach reicht tief
bis schier zum Boden, als wollte der graue Himmel
einem auf den Kopf fallen. Gönner gähnt. Nimmt
einen Schluck Kaffee. Setzt sich in seinen Golf Plus
und hadert mit der normativen Kraft des Fakti-
schen: „Im Auto unterwegs zu sein, das geht eigent-
lich gar nicht.“ Ein zentraleres Zimmer aber kann
er sich im teuren Baden-Baden nicht leisten, die Kita
liegt kaum um die Ecke und im ländlich-weitläufigen
Kreisverband der Grünen hat er etliche Termine
zu absolvieren, „der letzte Bus nach Varnhalt startet
in der Stadt um 19:15 Uhr“.

Das Gaspedal tritt er durch, Gönner fährt zügig,
als gälte es Zeit einzuholen. Gegen halb acht in der
Kita geht er seine tägliche Liste durch. „Uni-Vorle-
sung“, „Tel. Kreisvors.“ – Erledigtes streicht er durch,
Wichtiges markiert er rot. „Meine Morgenroutine“,
erklärt er, während die ersten Kinder eintrudeln.
Rasch wandert das Papier in die Hosentasche. „Reiß



Seinem Großvater hat Thomas Gönner viel zu
verdanken. Als er vor zwei Jahren starb, ließ
sich Gönner dessen Todesdatum auf die rechte
Schulter tätowieren.

bitte nicht gleich alles raus“, ermahnt er
ein Mädchen, „Pass bitte auf“, geht an
einen Jungen. Gönner sagt schon öfter
Nein. Wirkt streng, und ist im nächsten
Moment für Spontanlegohausbau zu ha-
ben. „Die Kita ist ein krasser Ausgleich zur
Politarbeit“, sagt er inmitten der Spiel-
steine, „das hier gibt mir Kraft.“

Manche wissen früh, was sie wollen.
Gönner war 15, als er entschied: Zuhause
zieht er aus, raus aus der modernen In-
dustriekleinstadt St. Georgen, „meine
Heimat im Nirgendwo des Schwarz-
walds“, und rein ins Baden-Badener
Internat „Pädagogum“, in ein Wohnhaus
aus dem 18. Jahrhundert, wo Weltläufig-
keit und wertkonservative Bildung auf-
einanderstoßen. Ein wenig elitär ist es
auch. „Ich hatte in meiner Heimat einen
Punkt erreicht, bei dem ich wusste: Wei-
ter geht es nicht. Die Schule inspirierte
nicht, alles war eng.“ In der Klasse habe
es auch Mobbing gegeben, nicht gegen
ihn, aber dennoch. Kurzentschlossen
war er dann mal weg.

Es ist früher Nachmittag, der Kita-
dienst für heute beendet, und Gönner
steuert sein Lieblingscafé an, unweit des
„Pädagogium“. Der Schulbau thront über
der Stadt, die engen Gassen und alten
Häuser erinnern an Italien. Die Schön-
heit nehme er mit, sagt er nebenbei, „ich
bin Pragmatiker“. Sein Internatszimmer,
hatten Mitschüler geunkelt, versprühe
Krankenhauch. „Ich mag es eher
leer.“ In Baden-Baden verspürte er die
Chancen sich einzubringen, wurde zum
Schülersprecher gewählt. Genoss die
Weite. Die Gebühren fürs Internat zahl-
te er mit Rücklagen, die sein Opa ge-
schaffen hatte – eigentlich fürs Studium
gedacht, aber Gönner zog sie vor, wie
einiges in seinem Leben. Überhaupt der
Opa: Mit ihm hatte er in einem Haus ge-
wohnt, mit ihm als Bub „tagesschau“
geguckt und diskutiert, über die nicht
mehr geltenden Bauernregeln beim Wet-
ter und warum er in hohem Alter mit
Winfried Kretschmann erstmals einen
Grünen wählte. „Meine Eltern sind eher
unpolitisch und sie waren viel weg zum
Arbeiten“, erinnert er sich. Die dänische
Mutter ist Steuerberaterin, der badische
Vater Physiotherapeut. Gönner der erste
in der Familie, der studiert. Gönners Opa
aber hatte in einem Ortschaftsrat Sankt-
Georgens gesessen, und sein Uropa war
Bürgermeister in Hilzingen gewesen.
„Opa wollte auch unbedingt, dass ich
den Führerschein mache, und den Golf
drängte er mir auf, es hatte wohl mit
Freiheit und Unabhängigkeit zu tun.“
Jedenfalls ließ sich Gönner, als Großvater
vor zwei Jahren starb, das Todesdatum
auf die rechte Schulter tätowieren. Als



Oben

Täglich sieben Tassen
Kaffee. Der Jungpoliti-
ker geht gerne ins
Café „Sack“, wenn es
sein übervoller Termin-
kalender zulässt.

Unten

Sorgfältiges Vor-
bereiten in der Stadt-
bücherei. Als jüngster
Abgeordneter fühlt
sich Gönner unter be-
sonderer Beobachtung.

**Die COVID-19-Pandemie hat
Deutschland vor große
Herausforderungen gestellt.
Was lernen wir daraus
für die Zukunft unseres
Gesundheitssystems?**

Interviews, Kommentare
und Meinungen auf
www.landdergesundheit.de
Diskutieren Sie mit!

#LandDerGesundheit
Eine Debatten-Plattform von Pfizer



KARRIERE



Oben

„Wir hätten gerne mehr junge Leute wie ihn.“ Thomas Gönner auf einer Grünen-Fraktionssitzung im Gasthaus „Goldener Löwe“.

Unten

Noch ist sein Arbeitszimmer klein und bescheiden. Aber Baden-Baden ist nur ein Zwischenstopp für ihn auf dem Weg nach Berlin.

er das erzählt, bei einer hastigen Tasse Kaffee, steht die Welt still. Ist an ihm gar nichts pragmatisch, leer oder streng.

Bis zum nächsten Telefontermin ist eine halbe Stunde Zeit, Gönner steigt den Hügel hinab ins Zentrum Baden-Badens. Die Kurallee schlängelt sich durch die Altstadt, von weitläufigen Grünflächen umrahmt, deren Rasen niemand betritt. „Verboten“, zuckt Gönner mit den Achseln. Die Weite der Stadt fühlt sich für ihn in solchen Momenten eng an. „Das Ordnungsamt ist hier auf Zack, das kostet 20 Euro.“ Baden-Baden sei zum Anschauen, wie ein Museum, „und für die Jugend gibt es einen einzigen Treffpunkt draußen, wo man kein Geld ausgeben muss“. Initiativen, dies zu ändern, scheiterten bisher.

Das Handy vibriert. Am anderen Ende ist Jessica Stolzenberger, sie ist bei Fridays for Future auf Landesebene aktiv – die beiden sprechen sich ab zu den aktuellen Klimaschutzplänen der Stuttgarter Regierung. „Es fehlen Anreize für Unternehmen, bis 2025 auf eigene Fotovoltaik umzusteigen“, sagt sie. „Wir brauchen schlicht eine Pflicht“, bilanziert er. Nötig sei mehr Druck auf den grünen Ministerpräsidenten, „dessen Klimaziele sind nicht ambitioniert genug“, sagt sie. Er: „Gehen wir an.“

Gönner ist einer, der den Mund aufmacht, den es aber nicht dazu drängt. Einige mahnen dennoch zu mehr Geduld. „Zuweilen bringt er unnötige Hektik in die Kommunalpolitik“, sagt Oberbürgermeisterin Margret Mergen (CDU) über ihn. Zum Beispiel seine Anträge zum Haushalt kurz vor Toresschluss, „sowas braucht mehr Vorbereitung im Ausschuss. Unmittelbar vor der Beratung im Gemeinderat ist eine Grundsatzdebatte kaum möglich.“ Er habe sich aber ansonsten schnell Respekt verdient. „Es gibt da eine frische und wohltuende Seriosität bei ihm.“ Und Roland Seiter, Pressesprecher der Stadt, meint: „Wir hätten gern mehr junge und aufgeweckte Leute im Gemeinderat.“

Die zweite Reihe liegt ihm. Das Organisieren und Koordinieren, der Glaube, das Leben der Menschen verbessern zu können. Sein nächstes Ziel: Wahlkreis-kandidat für den Bundestag. Schon vor Monaten hatte er das bekannt gegeben. „Ich bin so jung, dass die Delegierten eine

„Jüngere denken mehr an die Zukunft als Alte.“

Chance kriegen sollten, mich gut kennenzulernen.“ Warum sollen die ihn wählen? „Ich würde eine neue und unterrepräsentierte Sichtweise ins Parlament bringen: jung und aus dem ländlichen Raum.“ Er meint es ernst. Fotos mit ihm und Alkohol sucht man im Internet vergebens. Nicht dass er nicht mal feiern würde; wenn auch selten. „Könnte aus dem Kontext gerissen werden. Politik ist eben Öffentlichkeit. Ich bin nicht berechnend, es ist Zwang. Man muss vorleben, was man sagt.“ Er meint es tatsächlich ernst. Die hellgelbe Abendsonne plumpst wie erschrocken auf die Hotels und Seniorenresidenzen. Gönner strebt zum Wagen. Eine Reihe Anrufe wartet auf ihn zuhause. Und eine Online-Vorlesung über „Politische Partizipation“. Vielleicht zwischendurch eine Tiefkühlpizza.

An einem Samstag meldet er sich per Skype, er verbindet zu einem Meeting der Grünen Jugend Baden-Baden, die jungen Aktivisten besprechen online eine Kampagne zur Senkung des Wahlalters. „Jüngere denken mehr an die Zukunft als Alte“, meint ein Jugendlicher. „Und wenn sie schlechter informiert sein sollten“, ergänzt Gönner, „ist ihre Meinung doch nicht gleich weniger wert.“ Er klingt abgeklärt. „Lasst uns einen Screenshot machen“,



„Zuweilen bringt er unnötige Hektik in die Kommunalpolitik.“ Vor der Sitzung des Gemeinderats tauscht sich der junge Grüne mit einer Kollegin aus.

ruft der Moderator, „für Socialmedia. Jetzt alle happy und grüßen!“ Fünf Gesichter beginnen zu zappeln, schneiden Grimassen, Hände winken. Nur Gönner, der seit seiner Wahl zum Gemeinderat 3.840 Seiten Kommunalakten gelesen hat, 300 politische Posts absetzte und täglich sieben Tassen Kaffee trinkt, hält still wie ein Stein.

45 Jahre **EUROPA PARK**
Zeit.Gemeinsam.Erleben.

blue fire Megacoaster powered by Nord Stream 2

2 PARKS. 1 ERLEBNIS-RESORT.

RULANTICA
Die neue Indoor-Wasserwelt
des Europa-Park

Tickets nur online buchbar
tickets.europapark.de

6x GOLDEN TICKET AWARD
2014-2019

Mack INTERNATIONAL

Was lieben Sie an Ihrer Stadt?

Prominente erzählen, warum sie den Wohnort ihrer Wahl gefunden haben.



HEIKE MAKATSCH
SchauspielerIn, Berlin

„Das Familienleben in Prenzlauer Berg macht Spaß. Die Kinder sind im Park, es gibt tolle Spielplätze, überall Cafés. Der Weinbergspark in Mitte ist super: Ein Studenten-Rucksacktouristen-Model-Park, wo die jungen Leute sitzen, zeichnen, reden und Zigarettchen rauchen. Das ist so lebensfroh. Ich mag das. Aber es ist ein privilegiertes Pflaster. Viele Menschen, die früher im Kiez gewohnt haben, sind rausgedrängt worden. Das ist die Kehrseite.“



LOTTO KING KARL
Kult-Sänger, Hamburg

„Die Reeperbahn ist zwar sehr angesagt, aber dort bezahle ich dasselbe wie in einem Lokal, wo ich die Klamotten am nächsten Tag nicht waschen muss. Ich fühle mich am Hafen wohl, der ist einmalig, weil mitten in der Stadt, man sieht alle Schiffe sehr nah. Zuhause höre ich ihre Hörner. Ich mag das, auch morgens um halb sechs. Ich war in den 80er Jahren bei der Marine, bin gelernter Kommando-brücken-Offizier. Schon als Kind spazierte ich über die Köbernbrücke und durch den über 400 Meter langen Alten Elbtunnel und überlegte, wie viele weiße Kacheln da an der Wand kleben.“



UDO WALZ
Starfriseur, Berlin

„Als ich 1964 nach Berlin kam, war die Stadt hässlich, mit einer Mauer drum. Die Stadt hat mich groß gemacht, über sie gibt es nichts zu meckern. Viele finden sie ja schmutzig und laut. Fand ich nie. Sie hat sich toll entwickelt. Heute hab' ich jeden Tag 220 Möglichkeiten auszugehen, Kunst, Theater, Restaurants.“



KONSTANTIN WECKER
Sänger und Pianist, München

„München ist ein bisschen provinziell, aber erotisch. Ich habe kein Problem mit dem Schickimicki-Image. Davon reden nur die Auswärtigen. Die Münchner Gesellschaft bleibt unter sich. Wenn ein Restaurant mit einer mäßigen Küche plötzlich toll wird, weil ein Fußballer dort diniert, ist das auch München.“



NELL ZINK
Amerikanische Bestsellerautorin, Bad Belzig

„Seit sieben Jahren wohne ich im Kurort Bad Belzig im Hohen Fläming. Früher war das DDR-Polizeihochburg, ab den 90ern Ziel von esoterischen Aussteigern. Seit ein paar Jahren gibt es Ytong-Haus-Siedlungen, am Bahnhof einen großen Parkplatz für Berlin-Pendler, Kunstfestivals und Konzerte für Neue Musik. Der Zug soll bald halbstündlich fahren. Nichts währt ewig, nicht einmal die wohlthuende Langeweile auf dem Dorf.“



STEFAN BEHNISCH
Architekt, Stuttgart

„Ich bin gerne in meiner Stadt, obwohl sie nach internationalem Maßstab unattraktiv und kleingeistig erscheinen mag. Sie hat ein gutes kulturelles Angebot, man kann hier sehr gut leben. Zwei andere Städte faszinieren mich aber schon immer wegen ihrer Vielfalt und Geschichte. Sie sind im ständigen Wandel und nicht wie unsere historischen Städte konserviert: Istanbul und Hongkong, beide mit einer heterogenen Bevölkerung.“



LADY BITCH RAY
Rapperin, Bremen

„Ich bin in Bremens Westen aufgewachsen, am Hafen lag die Schiffswerft, wo mein Vater als Schiffsschweißer arbeitete. Ich liebte meine Hood, eine sehr coole Gegend, sie hatte ihren Ruf, Leute fürchteten, ausgeraubt zu werden. Für mich war es der sicherste Ort der Welt, dort hatte ich meine Familie und Freunde. Andere Ecken habe ich erst später kennengelernt: das schöne Schnoorviertel in der Altstadt. Als Jugendliche träumte ich, dort zu wohnen. Heute mag ich lieber Arbeiterviertel, wo Menschen aus aller Welt und allen Schichten leben, keine bürgerlich-reiche Gegend, wo nur die höhere Mittelschicht herumläuft, das finde ich langweilig und separatistisch.“



UWE HÜCK
SPD-Gemeinderat, ehemaliger Betriebsratsvorsitzender von Porsche, Pforzheim

„In Pforzheim habe ich meine Wurzeln, Familie, Freunde und Wähler. Die einst weltberühmte Goldstadt wurde im Krieg völlig zerstört und leider hässlich wieder aufgebaut. Doch ich stehe zu ihr, muss nicht nach Stuttgart, Rio oder New York. Mit meiner Lernstiftung kümmere ich mich um benachteiligte Jugendliche. Sie lernen boxen und werden fit für den Arbeitsmarkt.“



WOLFGANG NIEDECKEN
BAP, Köln

„Köln ist mein Heimathafen, herzlich, gemütlich und offen. Der Kölsche Klüngel ist ein Mythos. Den gibt's überall, in Köln hat man nur einen Namen dafür. Man kennt sich, man hilft sich – solange das nicht ins Kriminelle abrutscht, ist es Nachbarschaftshilfe.“

Fotos: picture alliance / Photoshot; Patrick Ludolph; picture alliance / Geisler-Fotopress; picture alliance / Horst Galuschka; Francesca Torricelli; Christoph Soeder; www.fanslau-fotografie.de; privat; picture alliance / SULUPRESS.DE

»Wer die Strukturen der verschiedenen Mafia-Organisationen kennen lernen will, in die auch Politiker und Geistliche involviert sind und wo selbst Ikonen aus der georgisch-orthodoxen Kirche dem Transport von harten Drogen dienen müssen, sollte diesen mit großer erzählerischer Kraft geschriebenen Politthriller unbedingt lesen.«

Prof. Dr. Mario Andreotti, St. Gallen,
Dozent für Neuere deutsche Literatur



Anton Hunger
Die Ikonen des Kobiaschwili
408 Seiten, Hardcover, 24 Euro

ISBN 978-3-7496-1008-2

Die Mutbürger von Stuttgart

Seit Jahren wundert sich die Republik über aufmüpfige Protest- und Krawall-Schwaben. Der Kolumnist und Autor Joe Bauer erklärt die wichtigste außerparlamentarische Opposition des Landes.

Als im März der Lockdown kam, tat ich, was ich als Helfer bei politischen Aktionen gelernt habe: etwas unternehmen, so wie sonst gegen Rechtsextreme oder den Mietenwahnsinn. Bloß was? Protest auf der Straße, etwa gegen die bedrohlichen Verhältnisse für Kulturschaffende oder Pflegekräfte, war wegen der Distanzpflicht nicht möglich. Und am offenen Fenster Beifall für die Benachteiligten und Verletzlichen zu klatschen, hätte nur streunende Katzen erschreckt. Also beschlossen wir in einer Mini-Runde solidarische Hilfe für die, die in der Seuche nicht arbeiten und nichts verdienen können. Nach dem Vorbild einer spontanen politischen Aktion organisierten wir zügig die Künstlersoforthilfe Stuttgart. Innerhalb von dreieinhalb Monaten erhielten wir 270.000 Euro Spenden, viel mehr als erhofft oder erwartet. Zu Beginn hatten wir als Werkzeug nur eine E-Mail-Adresse und ein Handy. Dann rief uns ein junger Aktivist aus der linken Bewegung der Stadt an, er könne uns eine Webseite basteln. Eine Stunde später war sie fertig. Diese Art Hilfe erwähne ich als kleines praktisches Beispiel für Vernetzung unter mündigen Bürgern. Als die ersten Demos der Klima-Bewegung Fridays for Future in Stuttgart über die Bühne gingen, entsprach die Power der Tontechnik Opas Flüstertüte. Prompt

stellten junge linke Leute, von Außenstehenden der „Antifa“ zugerechnet, ihr Equipment zur Verfügung. Dahinter politische Instrumentalisierung zu vermuten, ist Unsinn: Solidarische Hilfe ist kein Gesinnungsakt. Falsch ist im Übrigen die Meinung, hinter dem Begriff „Antifa“ stecke eine einheitliche Organisation. Antifaschistisches Engagement hat viele Gesichter. Ideologien und Strategien solcher Gruppierungen muss man nicht teilen. Die mutige aufklärerische Arbeit in ihren Reihen aber ist heute unverzichtbar. Deutlich wurde dies, als bei den Massendemos der Corona-Rebellen in Stuttgart behauptet wurde, faschistische Kräfte spielten bei diesen Treffen keine Rolle. Diese These verbreiteten vor allem die, die vom ohnehin unterschätzten braunen Sumpf keinerlei Kenntnisse haben. Junge linke Rechercheure schauen immer genau hin und liefern wichtige Informationen. Regelmäßig sorgt Stuttgart mit Protesten und Ausschreitungen für Schlagzeilen. Schon der Widerstand gegen das Milliardenprojekt Stuttgart 21 (der bis heute anhält) hat viele Medien zu der immer gleichen Häme verleitet, jeder Protest in der schwäbischen Landeshauptstadt sei das Resultat von Kehrwoche und Pietismus. So sicher, wie

Schwaben dauernd Maultaschen essen. Nachdem in der Nacht zum 21. Juni Hunderte junger Leute nach einer Drogenkontrolle der Polizei die Stuttgarter Krawalle ausgelöst hatten, erinnerte „Die Zeit“ klischeegerecht an die Bewegung gegen Stuttgart 21: Die „ganze Stadt“ stehe für „Tristesse“ und sei „Ausdruck eines pietistischen Misstrauens gegen die Schönheit“. In Wahrheit hat Stuttgart eine kontinuierliche Geschichte des Widerstands, von den Massenstreiks der Arbeiter nach dem Krieg bis heute. Und der – durchaus systemkritische – Protest gegen Stuttgart 21 hat viele motiviert, auch auf anderer Ebene etwas zu tun. Heute sind immer wieder breite Bündnisse möglich: Als die AfD im Juni 2019 von der Landesregierung eine Liste mit den Nationalitäten aller Staatsbühnen-Künstler forderte, um ihren strategisch geführten Kulturkampf fortzusetzen, solidarisierten sich renommierte Kulturinstitutionen, Gewerkschaften und das Aktionsbündnis Stuttgart gegen Rechts auf einer spontan organisierten Kundgebung vor den Staatstheatern. Ihre Botschaft fand weithin Resonanz, bis hin zur „New York Times“. Heute, in der Pandemie mit ihren verheerenden wirtschaftlichen Folgen, braucht es außerparlamentarische Krisenbündnisse. Trotz Digitalisierung und sozialer Medien, das lehren uns beispielsweise die Forschungen des Mannheimer Historikers Philipp Gassert, sind Aktionen auf der Straße so wichtig wie eh und je, „damit Protest in der Breite wirksam wird“. Solidarität ist nicht nur ein Wort.



Der ehemalige Kolumnist der Stuttgarter Nachrichten ist eine unbequeme Stimme im Ländle. Sein Engagement für Künstler rettete viele über den Lockdown.

Impressum			
HERAUSGEBER Michael Gleich CHEFREDAKTION Uschi Entenmann, Tilman Wörtz; redaktion@mutmagazin.de ART DIREKTION & DESIGN Johannes Erler, Lina Stahnke, Jamal Buscher / Bureau Johannes Erler DRUCKVORSTUFE Reinhard Truckenmüller REDAKTION Erdmann Wingert,	Frank Brunner (beide Zeite(n)spiegel), Heiko Gebhardt AUTOREN Rike Uhlenkamp, Jan Rübel, Tilman Wörtz (alle Zeite(n)spiegel), Ulrike Posche, Holger Gertz, Julia Malcher, Michael Gleich, Joe Bauer FOTOGRAFEN Amnon Gutman, Christoph Püschner (Zeite(n)spiegel), Eloisa d’Orsi, Uli Reinhardt BILDREDAKTION Rainer Kwiotek (Zeite(n)spiegel) SCHLUSSREDAKTION Sigrid Krügel,	Jana Vatnika (Zeite(n)spiegel) BERATER Anton Hunger DRUCK Burda Druck GmbH, Hauptstr. 130, 77652 Offenburg AUFLAGE 800.000 Exemplare ANZEIGEN Uli Kopp; anzeigen@mutmagazin.de	ANSCHRIFT Culture Counts Foundation gGmbH, Strümpfelbacher Str. 21, 71384 Weinstadt redaktion@mutmagazin.de Telefon 07151-964696 www.mutmagazin.de SPENDENKONTO Culture Counts Foundation gGmbH Volksbank Stuttgart IBAN DE83600901000349512000 BIC VOBAD333
	Diese Zeitschrift ist auf 100% recyceltem Papier gedruckt.		

Foto: privat

MEDIENPARTNER

SÜDWEST PRESSE

SZ * SÄCHSISCHE ZEITUNG

Ibbenbürener Volkszeitung

Mündener Tageblatt

WAIBLINGER KREISZEITUNG

SCHORNDORFER NACHRICHTEN

medium magazin für journalisten

PRREPORT

Badische Zeitung

Schwäbische Zeitung

Elbe-Jeetzel-Zeitung

Pforzheimer Zeitung

Winnender Zeitung

WELZHEIMER ZEITUNG

kress pro

Wirtschaftsjournalist

UNTERSTÜTZER

BurdaDruck

Zeitenspiegel Reportagen

UPM **BIOFORE** BEYOND FOSSILS



A photograph of three diverse professionals (two men and one woman) in a modern office setting. They are gathered around a desk, looking at a laptop. The woman is standing and pointing at the screen, while the two men are seated. The office has a contemporary feel with bookshelves in the background and a warm, industrial-style lighting.

Mutige Ideen brauchen starke Partner.

Kluge Köpfe, brillante Ideen – und wie weiter?
Mit digitalen Technologien unterstützen wir die Verwirklichung.
So entstehen Lösungen, die unser Leben, unsere Arbeit und
unser Miteinander in der Welt verbessern.